





# Industrie- und Arbeitssoziologie

von

Dr. Gertraude Mikl-Horke

Universitätsprofessorin  
an der Wirtschaftsuniversität Wien

6., vollständig überarbeitete Auflage

R. Oldenbourg Verlag München Wien

#### Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2007 Oldenbourg Wissenschaftsverlag GmbH  
Rosenheimer Straße 145, D-81671 München  
Telefon: (089) 45051-0  
[oldenbourg.de](http://oldenbourg.de)

Das Werk einschließlich aller Abbildungen ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Bearbeitung in elektronischen Systemen.

Lektorat: Wirtschafts- und Sozialwissenschaften, [wiso@oldenbourg.de](mailto:wiso@oldenbourg.de)  
Herstellung: Anna Grosser  
Coverentwurf: Kochan & Partner, München  
Gedruckt auf säure- und chlorfreiem Papier  
Druck: Grafik + Druck, München  
Bindung: Thomas Buchbinderei GmbH, Augsburg

ISBN 978-3-486-58254-3

# Inhalt

<b>Über den soziologischen Begriff der Arbeit (1)</b>	<b>9</b>
<b>Erster Teil: Die Industriegesellschaft</b>	<b>17</b>
I. Vom Werden der Industriearbeit: Zur Geschichte und Sozialphilosophie der industriellen Gesellschaft.....	19
1. Organisation und Kulturbedeutung der Arbeit in vorindustriellen Gesellschaften .....	21
2. Industrialisierung und Fabriksarbeit .....	35
3. Die Entstehung der Arbeiterklasse.....	41
4. Arbeit und industrielle Zivilisation: Frühe Soziologie des industriellen Zeitalters.....	52
5. Entfremdete Arbeit und Kapitalismuskritik bei Karl Marx.....	57
II. Industriesystem und Industriegesellschaft.....	63
1. Die Transformation der industriellen Produktion und der Taylorismus.....	63
2. Fordismus und Gesellschaft: Der Industriekapitalismus als System.....	71
3. Die Soziologie der Industriegesellschaft.....	78
4. Von der Arbeiterforschung zur Soziologie der industriellen Arbeit .....	88
<b>Zweiter Teil: Organisation, Technik und Unternehmen</b>	<b>95</b>
III. Die Organisierung von Kooperation und Kontrolle.....	97
1. Die formale Organisation der Industrieunternehmen.....	97
2. Das Unternehmen als Bürokratie .....	106
3. Arbeitsmotivation und soziale Organisation: Zur Psychosozilogie der industriellen Arbeit .....	111
4. Arbeitshandeln in der Organisation: Rollenverhalten und Konflikte.....	129
IV. Technik und Arbeit.....	141
1. Technik und Mensch: Kritik der industriellen Arbeitsweise.....	142
2. Technik und Organisation.....	149
3. Die „Humanisierung der Arbeitswelt“ .....	158
4. Die Transformation der Arbeit in der Dritten Industriellen Revolution.....	161
V. Flexible Unternehmen und das Management der Arbeit.....	169
1. Flexible Personalstruktur: Modell Japan?.....	169
2. Das „Reengineering“ der Arbeit im Zuge des technisch-ökonomischen Wandels .....	182
3. Managementtheorien und die Folgen für die MitarbeiterInnen .....	190

<b>Dritter Teil: Gesellschaft und Arbeit</b>	<b>201</b>
VI. Von der Industriegesellschaft zur Wissensgesellschaft? .....	203
1. Die Diskussion um die „postindustrielle Gesellschaft“ .....	203
VII. Der Wandel der sozialen und beruflichen Strukturen .....	213
1. Die soziale Differenzierung der Arbeitsgesellschaft.....	213
2. Zur Soziologie der Berufe.....	231
VIII. Arbeitsmarkt und Arbeitslosigkeit .....	251
1. Theorien und Strukturen des Arbeitsmarktes .....	251
2. Arbeitslosigkeit als gesellschaftliches Problem.....	264
3. Beschäftigungskrise oder neue Arbeitsgesellschaft? .....	273
IX. Industrielle Arbeitsbeziehungen und die neue Arbeitswelt .....	289
1. Der industrielle Konflikt und die Gewerkschaften .....	290
2. Arbeitsbeziehungen, Staat und Verbände .....	298
3. Industrielle Demokratie .....	306
4. Die Zukunft der Arbeitsbeziehungen.....	313
X. Die Probleme der neuen Beschäftigungsgesellschaft.....	321
1. Transformation und Spaltung der Arbeits- und Erwerbsgesellschaft .....	322
2. Von der Kritik zur Pragmatik?.....	328
<b>Vierter Teil: Mensch und Arbeit</b>	<b>339</b>
XI. Probleme der Menschen in der Arbeitswelt.....	341
1. Macht Arbeit krank? .....	342
2. Wenn die Arbeit fehlt: Die Erfahrung der Arbeitslosigkeit einst und jetzt.....	347
3. Arbeit und Leben .....	351
4. Arbeit jenseits der Erwerbsarbeit.....	363
5. Der neue Mensch: Ambivalente Anforderungen der neuen Arbeitswirklichkeit.....	369
XII. Subjekt und Arbeitssoziologie im Postfordismus.....	375
1. Der Wandel arbeitswissenschaftlicher Diskurse vom Fordismus zum Postfordismus .....	376
2. Individualisierung und Subjektivierung als Themen der Arbeitssoziologie .....	380
<b>Zum Abschluss: Über den soziologischen Begriff der Arbeit (2)</b>	<b>385</b>
Literaturverzeichnis .....	395
Sachindex .....	433

# Vorwort

Seit der Zeit, als die Industrie- und Arbeitssoziologie ihre stärkste Entwicklung aufwies, hat sich die Welt der Wirtschaft, der Arbeit und der Berufe, der Unternehmen und ihrer Organisation grundlegend verändert. Dies beruht auf dem Wandel der technischen Grundlagen der Produktion und der Kommunikation, die unser Leben nachhaltig beeinflussen, auf der Globalisierung und Deregulierung wirtschaftlicher und finanzieller Transaktionen, impliziert aber auch einen Prozess der Umdeutung und Neubestimmung von Arbeit, Beruf und Beschäftigung im Leben der Menschen und in der Kultur der Gesellschaften. Auch der Tenor der Diskurse über Arbeit und Industrie hat sich gewandelt, was noch vor wenigen Jahren wichtig war, scheint kaum mehr auf, dafür gibt es eine neue Rhetorik der Arbeits- und Wirtschaftswelt, die Einfluss auf die Wahrnehmung von Problemen hat.

Die Sozialwissenschaften stehen vor der schwierigen Aufgabe, in diesen rasanten Veränderungsprozessen soziale Strukturen und Muster aufzufinden, sich aber auch selbst im Hinblick auf ihr Erklärungspotential zu überdenken und zu transformieren. Auch Theorien und Begriffe müssen sich dem Wandel der Wirklichkeit anpassen, dies aber gleichzeitig in Bezug auf die Erkenntnisziele reflektieren. Das vorliegende Buch, das nunmehr in 6. Auflage erscheint, versucht sowohl die Traditionen der soziologischen Befassung mit dem Gegenstandsbereich von Arbeit und Industrie zu erhalten, als auch den neuen Entwicklungen Rechnung zu tragen. Selbst seit der letzten Auflage hat sich vieles verändert und damit eine vollständige Überarbeitung des Buches notwendig gemacht. Dabei wurden nicht nur neue Erscheinungsformen und neue Ansätze in der Industrie- und Arbeitssoziologie und der Berufssoziologie berücksichtigt, sondern auch mehr Gewicht auf die Rolle der Unternehmen und auf die geänderte Beschäftigungswirklichkeit der Menschen gelegt.

Für die Hilfe bei der Texterstellung bedanke ich mich bei Frau Petra Geppel ganz herzlich, wobei ich jedoch feststelle, dass ich für alle Irrtümer und Schwächen des Buches ganz allein verantwortlich bin. Wie lange man sich auch mit bestimmten Fragen und Darstellungsweisen herumschlagen mag, so ist doch jedes „endgültige“ Manuskript immer noch ein Entwurf ins Ungewisse, das Hinausstoßen in das grelle Licht der Öffentlichkeit von etwas Unvollendetem – und Unvollendbarem. Ich hoffe dennoch, dass das Buch das Interesse an und die Auseinandersetzung mit diesen Themen bei den unterschiedlichen Zielgruppen wie Studierende, Lehrende, allgemein Interessierte, zu fördern vermag

Wien, im Februar 2007

Gertraude Mikl-Horke





Zur Einführung:  
Über den soziologischen Begriff  
der Arbeit (1)

### Menschliche Arbeit und gesellschaftliche Arbeit

*„[...] der Mensch allein arbeitet, weil er allein seine Arbeit begreift und mit Hilfe seines Bewusstseins seine Vernunft bildet. Die Tiere, die wir bildlich Arbeitende nennen, sind nur Maschinen unter der Hand eines der beiden gegensätzlichen Schöpfer. Gottes und des Menschen. Sie begreifen nichts, folglich produzieren sie nichts.“<sup>1</sup>*

Von Pierre Joseph Proudhon bis heute gehört es zu den Gemeinplätzen, Arbeit als *differentia specifica* des Menschen zu betrachten: Menschen arbeiten, Tiere arbeiten nicht. Dennoch überrascht diese Ansicht, wenn man die Behauptung nicht als Glaubenssatz betrachtet. Arbeiten Ameisen und Bienen etwa nicht? Was tun die Tiere dann, wenn sie für Nahrung und Unterschlupf sorgen? Offensichtlich liegt der Unterscheidung zwischen der Arbeit der Menschen und der Tiere – oder wie man deren Tätigkeiten auch immer nennen will – eine ganz bestimmte Auffassung von „menschlicher“ Arbeit als geplant, rational, nicht-instinktgeleitet etc. zugrunde.

*„Menschliche Arbeit wird von Philosophen oft als ‚Weise des Seins des Menschen in der Welt‘ verstanden. In der Arbeit vergegenständlicht sich der Mensch, hinterlässt Spuren seiner Existenz, ‚macht‘ Geschichte und wird zum Subjekt durch die Arbeit an einem Objekt, wird sich seiner selbst bewusst.“*

Wieder andere sehen Arbeit nicht als Eigenschaft des Menschen, sondern verstehen die gegenwärtige hohe Bedeutung der Arbeit als „habit of industriousness“, als eine historisch entstandene Folge der modernen Industrie.<sup>3</sup> Erst diese habe Arbeit zur Grundlage des modernen Menschenbegriffs gemacht und gleichzeitig die Gesellschaft in eine „Arbeitsgesellschaft“ transformiert.

Die Kulturanthropologen vermögen diese Sicht in gewisser Weise zu belegen; zwar arbeiten die Menschen in primitiven Kulturen mitunter hart, aber in jedem Fall nur so viel, um ihr Überleben zu sichern. Das Ausmaß der Anstrengungen und des Tätigseins richtet sich nach den natürlichen Gegebenheiten der Umwelt. Im Übrigen ist Arbeit in diesen Kulturen kein Thema, das für sich allein, als spezifische Aktivität, Bedeutung hat, sondern ist eingebettet in die sozial und religiös definierten Beziehungen.

Hannah Arendt hat das Wort „Arbeit“ zur Bezeichnung der physischen Reproduktivität des Menschen verwendet und von „Herstellen“ als der Tätigkeit des Künstlers

<sup>1</sup> Pierre Joseph Proudhon, *Philosophie der Staatsökonomie oder Notwendigkeit des Elends*, Darmstadt 1847, Bd. 2, S. 428

<sup>2</sup> Herbert Marcuse, *Über die philosophischen Grundlagen des wirtschaftswissenschaftlichen Arbeitsbegriffs*, in: *Ders., Kultur und Gesellschaft 2*, Frankfurt/Main 1965, S. 5-46

<sup>3</sup> Sean Sayers, *The Need to Work: A Perspective from Philosophy*, in: R. E. Pahl (ed.), *On Work: Historical, Comparative and Theoretical Approaches*, Oxford-New York 1988, S. 722-742

und Handwerkers einerseits und „Handeln“ als dem auf andere bezogenen Tun andererseits, das für sie die fundamentale Kategorie des Menschen darstellt, abgegrenzt.<sup>4</sup>

Andere differenzieren verschiedene Dimensionen der Arbeit:

- die naturale Dimension: Arbeit als Sicherung des Lebensunterhalts und der Daseinsvorsorge,
- die soziale Dimension: die Tatsache, dass Arbeit immer in sozialen Bezügen der Zusammenarbeit, der Arbeitsteilung, der Wechselwirkung, der Bezogenheit auf andere steht, und
- die personale Dimension: die Bedeutung der Arbeit für die Person, die Entwicklung ihrer Fähigkeiten und Fertigkeiten, des Bewusstseins und der Identität.<sup>5</sup>

Dass Arbeit nicht gleich Arbeit ist, wird in vielen Sprachen durch zwei verschiedene Wörter ausgedrückt, die Arbeit bezeichnen: „Arbeit“ und „Werk“, „labour“ und „work“, „labor“ und „opus“, „travail“ und „oeuvre“ etc.

In der modernen Industriegesellschaft mit ihren technisch-organisatorischen Formen der Produktion und der Umwandlung der vertikalen Sozialordnung in eine funktionale Differenzierung, errang die Arbeit als Bestimmungskategorie des Menschen fundamentale Bedeutung. Gleichzeitig wurde sie zu einer gesellschaftlichen Funktion, ja zur Grundlage der Gesellschaft und der Stellung des Einzelnen in dieser. Der Entstehung dieser Bedeutung der Arbeit in der Industriegesellschaft soll im ersten Teil nachgegangen werden. Zunächst jedoch fragen wir uns nach den Aspekten, unter denen Arbeit als Gegenstand der Soziologie, die auf die Erklärung der modernen Gesellschaft gerichtet ist, begriffen werden kann.

### **Kulturbedeutung der Arbeit**

Im Laufe der Entwicklung der abendländischen Kultur hat die Bedeutung der Arbeit einen tiefgreifenden Wandel durchgemacht. Wenn wir hier von „Kulturbedeutung“ sprechen, dann meinen wir in Anlehnung an Max Weber die Bedeutung, die die Arbeit im Rahmen der allgemeinen Lebenspraxis und der Werte der Menschen hat.

In der Geschichte der Kulturbedeutung der Arbeit im Bereich der europäischen Industriegesellschaften lassen sich grosso modo vier miteinander verbundene Tendenzen ausmachen, die die „Karriere“ der Arbeit vom „Sündenfall“ zur „Arbeitsgesellschaft“ belegen:

- Seit dem Mittelalter fand ein fortlaufender Prozess der Verinnerlichung der Arbeit als spezifisch kultur- und persönlichkeitsprägendes Merkmal statt. Arbeit wurde von einem äußeren Zwang immer mehr umgedeutet in eine innere Verpflichtung im moralischen

---

<sup>4</sup> Hannah Arendt, *Vita Activa oder Vom tätigen Leben*, München 1981

<sup>5</sup> Ali Wacker, *Arbeit als Zwiespalt – Technik als Lösung?* In: Dietmar Becker et al. (Hg.), *Zeitbilder der Technik*, Bonn 1989, S. 141-191

Sinn. Religion, Philosophie, Wissenschaft trugen zur Bedeutung der Arbeit als Grund- und Wesensmerkmal des Menschen bei.

- Seit der Industrialisierung entwickelte sich aber auch eine scheinbar gegenläufige Tendenz in Richtung auf eine Veräußerlichung des Menschen bei der Arbeit bzw. durch die Arbeit. Sie findet ihren Ausdruck in der Loslösung der Arbeitskraft, der Fertigkeiten und des Wissens von der Person in der Verallgemeinerung derselben als Kompetenzen, Qualifikationen und Anforderungen. Die Entstehung des Arbeitsmarktes, die Standardisierung der Berufe und die Bürokratisierung der Arbeitsorganisationen haben zu dieser Versachlichung und Generalisierung der Arbeit beigetragen.
- Im Zusammenhang damit kam es zu einem Prozess der Differenzierung zwischen „Arbeitswelt“ und „Lebenswelt“, der die Behandlung des Arbeitsbegriffs in dem heute üblichen abstrahierend-verallgemeinernden Sinn erst ermöglichte. Die „Arbeitswelt“ wurde zur offiziellen, öffentlichen Sphäre, die „Lebenswelt“ zur immer weiter zurückgedrängten und durch das „Erwerbssystem“ dominierten Privatsphäre.
- Arbeit ist keine Angelegenheit des Einzelnen allein; dieser nimmt durch sie aktiv an der „Wirtschaft“, an „Gesellschaft“, teil. Diese Vergesellschaftung der Berufsarbeit kontrastiert mit der fast völligen Ignorierung der Arbeit, die in der Lebenswelt geleistet wird.

### **Der „Arbeiter“ als Sozialtypus**

Die Entstehung einer Gruppe von Menschen, die als „Arbeiter“ bezeichnet werden und/oder die sich selbst so verstehen, spielt eine große Rolle für den Inhalt und die Bedeutung von „Arbeit“ als gesellschaftlichem Phänomen. Das Auftreten einer Gruppe, die sich „Arbeiter“ nennt oder genannt wird, deutet auf eine Gesellschaft hin, in der diese Art der Abgrenzung und Differenzierung möglich ist: Arbeiter sein heißt, sich allein durch das Faktum des Arbeitens von anderen Gruppen der Gesellschaft abzugrenzen. Das setzt eine Gesellschaftsordnung voraus, in der sich diese Tätigkeit von anderen Lebensbereichen so weit getrennt hat, dass sie als solche zur Grundlage der Definition von Gruppen der Gesellschaft werden kann. Diese Bedingungen entstanden im Zuge der Industrialisierung, hatten ihre Voraussetzungen aber in der gesamten sozioökonomischen und kulturellen Entwicklung der europäischen Gesellschaften seit dem Hochmittelalter.

Das Auftauchen eines Sozialtypus „Arbeiter“ setzt nicht nur reale Veränderungen in Verhalten und Soziallage voraus, sondern auch vielfältige Prozesse der sozialen Definition, der Eigen- und Fremdinterpretation, der Einbeziehung, Zuschreibung und Ausgrenzung. Diese Prozesse werden handlungsrelevant, weil sie Erwartungen und Handlungsmuster erzeugen.

### **Arbeit als Beziehung**

Die Differenzierung von „Arbeitern“ im modernen Sinne beruht auf der Tatsache, dass „Arbeit“ die Grundlage nicht nur des Lebensunterhalts, sondern der Erwerbstätigkeit im Rahmen eines Arbeitsverhältnisses darstellt, das durch den Arbeitsvertrag begründet wird. Arbeit impliziert daher eine Beziehung, ja sie ist begründet in einer Beziehung, und nicht in einer speziellen Art von Tätigkeit. „Arbeit“ in Begriffen wie „Lohnarbeit“ oder „Arbeiterklasse“

ist inhaltsleer in Bezug auf die konkreten Tätigkeiten, sondern erhält ihre Bedeutung durch die Beziehung zwischen Anbietern und Nachfragern der „Ware“ Arbeitskraft. „Arbeit“ erhält also eine abstrakte, allgemeine Bedeutung, in der sie losgelöst erscheint von konkreten Personen und Tätigkeiten. Sachliche Grundlage dieser fiktiven Loslösung der Arbeitskraft als Objekt des Gebrauchs und des Tausches von der Person ist Geldwirtschaft und Arbeitsmarkt. Diese begründet eine enge Beziehung von Arbeit und Geld und damit eine selektive Trennung zwischen verschiedenen Tätigkeiten. Nur Arbeit, die auf dem Markt angeboten und nachgefragt und in Geld entweder als Kosten oder als Einkommen ausgedrückt wird, zählt in gesellschaftlicher Definition als „Arbeit“.

### **Die gesellschaftliche Organisation der Arbeit**

Unter der gesellschaftlichen Organisation der Arbeit ist die Verteilung der Arbeit und ihres Ergebnisses auf die Einzelnen und die Gruppen der Gesellschaft zu verstehen, sowie die dadurch bestimmten Beziehungen von Kooperation und Konflikt, von Macht, Herrschaft und Kontrolle. Diese drücken sich im politischen System, in den ökonomischen Strukturen und den technischen Formen der Produktion aus. Die gesellschaftlichen Beziehungen, unter denen Arbeit verrichtet wird, bestimmen auch Ansehen, Wertschätzung, Sinn und Bedeutung der Arbeit und damit die soziale Stellung der verschiedenen Gruppen von Arbeitenden und ihre Beziehungen untereinander und zu anderen Gruppen der Gesellschaft. Die Arbeitsteilung in der modernen Gesellschaft strukturiert die Gesellschaft horizontal nach Berufen, aber auch vertikal nach deren Ansehen, Macht und Einkommenspotential. Der gesellschaftlichen Arbeitsteilung entspricht die Verbindung der differenzierten Berufe und Positionen zu einem Funktionszusammenhang.

Der funktionalen Struktur der Gesellschaft zugrunde liegt jedoch die Spaltung in „Arbeit“ und „Kapital“, denn das Arbeitsverhältnis ruht unter kapitalistischen Bedingungen auf den unterschiedlichen Interessen jener, die Eigentümer des Kapitals sind, und jener, die ihre Arbeitskraft diesem gegen Lohn zur Verfügung stellen.

Der Arbeitskonflikt ist daher ein für die moderne Gesellschaft grundlegender Konflikt, denn im Kapitalismus besteht ein Interessengegensatz zwischen Kapital und Arbeit.

### **Der Arbeitsbegriff der Soziologie**

Wenn sich die Soziologie mit „Arbeit“ befasst, so interessieren sie nicht so sehr die ontologische Bedeutung der Arbeit für die Menschheit, die Verausgabung von Kraft und Energie oder die Art und Weise der Tätigkeit, sondern vielmehr die sozialen Beziehungen, im Rahmen derer die Arbeit vor sich geht, die gesellschaftlichen Strukturen, in denen die Arbeitsverhältnisse begründet sind, und die soziale und kulturelle Bewertung und Bedeutung der Arbeit bzw. bestimmter Arbeitstätigkeiten.

Der soziologische Arbeitsbegriff definiert Arbeit allgemein als bestimmt durch gesellschaftliche Bedingungen und kulturelle Bezüge. Arbeit wird als Beziehung zwischen Menschen und ihren Einstellungen und ihrem Handeln begriffen. Dieser allgemeine Begriff der Arbeit, den sich die Soziologie bildet, ist aber mittelbar historisch, d. h. er ist als allge-

meiner Begriff formuliert, relevant ist er jedoch nur innerhalb eines bestimmten historisch-kulturellen Kontextes, dessen Definition diesem Arbeitsbegriff implizit zugrunde gelegt wird. Die Soziologie hat es m. a. W. mit Arbeit im Kontext dessen zu tun, was sie selbst als „moderne Industriegesellschaft“ definiert. In dieser ist Arbeit eine bestimmte Beziehung zwischen Menschen bzw. Gruppen und erfährt als solche eine bestimmte Einschätzung durch die Menschen, die Organisationen, die „Gesellschaft“.

Die Studie „Working in America“ sieht Arbeit als eine „Tätigkeit“, die etwas produziert, das für andere von Wert ist.<sup>6</sup> Diese Definition weist einem Merkmal der modernen Berufsarbeit, vornehmlich jener in der Industrie, besondere Bedeutung zu: der Warenproduktion. Ähnlich definiert Robert Dubin Arbeit als „continuous employment in the production of goods and services for remuneration“.<sup>7</sup> Hier wird die Beziehungsperspektive des soziologischen Begriffs der Arbeit offenkundig: Arbeit wird umgedeutet in „employment“, in das Beschäftigungsverhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Dubins Definition reflektiert die weithin übliche Identifikation des Begriffs „Arbeit“ mit Erwerbsarbeit in Form von Berufen, die die Arbeitsformen des „privaten“ Sektors ausschließt. Aus anderer Sicht, aber mit derselben Begrenzung auf die industrielle Arbeit, definiert André Gorz Arbeit als Tätigkeit, die für einen Dritten ausgeübt wird, die im Austausch entlohnt wird, deren Formen und Zeitplan von dem bestimmt werden, der den Lohn zahlt, und die Zwecken gehorcht, die man nicht selber gewählt hat.<sup>8</sup>

Die industrielle Produktionsarbeit und die marktwirtschaftlich-kapitalistische Ordnung prägen den Begriff der Arbeit seit dem 19. Jahrhundert so stark, dass Arbeit immer mehr jene Tätigkeiten meint, die gegen Lohn im Rahmen eines (Industrie)Betriebs und auf der Grundlage von Marktbeziehungen verrichtet werden. Diese Auffassung von Arbeit aber setzt die Entstehung von gesellschaftlich differenzierten Gruppen voraus, deren Merkmal die unselbständige Erwerbstätigkeit ist.

Der bisher entwickelte soziologische Begriff der Arbeit hat drei miteinander verbundene Voraussetzungen:

1. Die Entstehung einer „Arbeiterschaft“, die als eigene soziale Gruppe mit bestimmter Lebenslage und Stellung im gesellschaftlichen Gefüge, sowie einem spezifischen Bewusstsein gesehen wird. Der Einzelne versteht sich als „Arbeiter“ und als solcher differenziert von anderen Gruppen der Gesellschaft. Die Gesellschaftsstruktur verändert sich gleichzeitig auch in der Weise, dass die Art der Teilnahme am wirtschaftlichen Leben auch die politische Stellung und den sozialen Status bestimmt.
2. Arbeit bedeutet in erster Linie eine Beziehung zwischen Kontrahenten auf einem spezi-

<sup>6</sup> Paul Osterman et al., *Working in America*, Cambridge, Mass.-London, 1981, S. 26

<sup>7</sup> Robert Dubin, *The World of Work*, Englewood Cliffs, N. J., 1958, S. 4

<sup>8</sup> André Gorz, *Abschied vom Proletariat*, Frankfurt/Main 1988, S. 161; vgl. auch zur historischen Wandel des Arbeitsbegriffs: Patrick Joyce (ed.), *The historical meanings of work*, Cambridge 1987; Beiträge zur Geschichte und Theorie der Arbeit bietet auch: R. E. Pahl (ed.), *On Work. Historical, comparative and theoretical approaches*, Oxford-New York 1988

fischen Markt, dem Arbeitsmarkt, die überdies durch das Rechtsinstitut des Arbeitsvertrages gekennzeichnet ist. Durch diese gesellschaftlich definierte, ökonomisch und gesetzlich institutionalisierte Arbeitsbeziehung wird die Arbeit aus dem Zusammenhang des Lebens des Einzelnen und der Gemeinschaft hinaus verlagert und „vergesellschaftlicht“. Nicht das Arbeitshandeln der Person in ihren unmittelbaren sozialen Bezügen, sondern die gesellschaftliche Beziehung wird zur Determinante der Arbeitsstrukturen.

3. Sowohl die Differenzierung einer Arbeiterschaft und die gesellschaftlichen Strukturen, die damit verbunden sind, wie auch der „öffentliche“ Charakter der Arbeit beruhen auf Interpretationsprozessen, die die sachlich-objektiven Entwicklungen unterstützen und legitimieren. An diesem gesellschaftlichen Definitionsprozess beteiligen sich die dadurch erst legitim gewordenen Organisationen beider Seiten der Arbeitsbeziehung.

Die Arbeit ist in der modernen Welt zu einer besonderen, von anderen Lebensbereichen getrennten und spezifisch definierten Dimension des öffentlichen Lebens der Gesellschaft geworden. Aufgabe der Soziologie ist es zu erklären, wie die Formen und Bedingungen der Arbeit und ihrer Interpretation mit den sozialen Strukturen und Beziehungen der modernen Gesellschaften zusammenhängen.





Erster Teil:

Die Industriegesellschaft



# I Vom Werden der Industriearbeit: Zur Geschichte und Sozialphilosophie der industriellen Gesellschaft

Über die Menschheitsgeschichte hinweg zeigt sich ein enger Zusammenhang zwischen Produktionsweise und sozialer Organisation und damit auch zwischen den Formen und den Beziehungen der Arbeit. Die auf Verwandtschaftsbeziehungen aufbauenden segmentären paläolithischen Kulturen kamen mit geringem Arbeitsaufwand und einfacher Arbeitsteilung aus. Die „neolithische Revolution“ veränderte diese archaische Produktionsweise<sup>1</sup>: Sammeln und Jagen wurden in ihrer Bedeutung für die Reproduktion der Verwandtschaftsgruppe durch den Pflanzenbau und die Viehzucht überlagert, aber nicht generell ersetzt. Der allmähliche Übergang zum Sesshaftwerden resultierte in der Entstehung von Dorfgemeinschaften mit stärkerer Arbeitsteilung, die sich aber noch über die gemeinsame Abstammung definierten (Stammesgesellschaften). Die Integration einer wachsenden Zahl von Menschen in ein größeres Verwandtschaftssystem bedeutete eine stärkere Hierarchisierung bei zunehmender Militarisierung (Häuptlingssystem) und ein größeres verfügbares Arbeitskräftepotential mit wachsender Arbeitsteilung. Die soziale Überschichtung durch Unterwerfung anderer Völker und durch Migrationsbewegungen ließ multiplexe Gesellschaften mit städtischen Zentren und beruflicher Arbeitsteilung entstehen.

Drei Entwicklungspfade führten zur Entstehung von vorindustriellen Hochkulturen, wenn man die Terminologie von Karl Marx zugrunde legt: der asiatische, der antike und der feudale Weg. In dieser Sicht hängen politische Organisation und Produktionsweisen eng zusammen: der asiatischen Patrimonialorganisation entspricht die „asiatische Produktionsweise“, der antiken Polis die antike Produktionsweise und dem Feudalsystem die feudale Weise der Produktion mit Lehen und Grundherrschaft.<sup>2</sup>

---

<sup>1</sup> Marshall D. Sahlins, *Stone Age Economics*, Chicago 1972

<sup>2</sup> Klaus Eder, *Die Entstehung staatlich organisierter Gesellschaften*, Frankfurt/Main 1980



# 1 Organisation und Kulturbedeutung der Arbeit in vorindustriellen Gesellschaften

## Alte Welt und Antike

In den außereuropäischen Kulturen, vornehmlich Ägyptens und Chinas, waren lange vor der Entwicklung einer nennenswerten Arbeiterschicht in Europa große Zahlen von Arbeitern bei riesigen Bauvorhaben, vor allem dem Wasserbau und der Errichtung der Pyramiden, beschäftigt. Die Überschwemmungen durch den Nil und die wassertechnischen und landwirtschaftlichen Maßnahmen, die notwendig waren, um diese natürlichen Bedingungen für den Anbau zu nutzen, erforderten den saisonal stark schwankenden Einsatz von Arbeitskräften in sehr großer Zahl in der Zeit der Hochflut, Aussaat und Ernte. Diese Tatsache machte eine straffe Organisation der Arbeit erforderlich, die mit starker sozialer Differenzierung sowie der Zentralisierung und Hierarchisierung dieser Gesellschaften einherging. Ihr sichtbarer Ausdruck sind die Pyramiden, Paläste und Tempel, deren Bau ebenfalls die Arbeit vieler Menschen erforderte.

Die Zusammenhänge zwischen der „hydraulischen Agrikultur“ und der Entwicklung totaler Machtstrukturen hat Karl A. Wittfogel in seiner These von der „orientalischen Despotie“ hervorgehoben.<sup>1</sup> Die für die Organisation und Kontrolle der Wasserbauvorhaben notwendige zentrale bürokratische Verwaltung verband sich mit einer Machtkonzentration an der Spitze dieser Gesellschaften. Wittfogels These implizierte, dass der Reichtum dieser Gesellschaften und die zivilisatorische Entwicklung auf der Tatsache der bürokratisch organisierten, riesige Arbeitermassen koordinierenden Wasserbauten und Bewässerungsmaßnahmen beruhten. Wittfogels These in Bezug auf die Charakterisierung der politisch-sozialen Strukturen dieser Gesellschaften mag überzeichnet sein<sup>2</sup>, die Tatsache der Beschäftigung zahlreicher Arbeiter in groß angelegten Bauvorhaben jedoch ist zumindest für den Fall Chinas und Ägyptens nicht zu bestreiten.

Trotz der großen Zahl von Arbeitskräften gab es aber keine Arbeiterschaft im heutigen Sinn. Jedermann war zur Arbeit für Bauvorhaben, Feldbestellung, Steinbrucharbeit wie auch zur Teilnahme an Feldzügen verpflichtet, sofern er nicht ausdrücklich durch ein Sonderdekret davon befreit war. Neben den einfachen Arbeiten bei Bauten oder auf dem Feld gab es spezialisierte Handwerker und Facharbeiter, die in der Regel in staatlichen Werkstätten beschäftigt waren. In diesem Sinn waren die frühen Hochkulturen von oben gelenkte Arbeitsgesell-

---

<sup>1</sup> Karl A. Wittfogel, Die orientalische Despotie, Frankfurt/Main 1981

<sup>2</sup> Wittfogels These wird heute kritisch beurteilt. Siehe: Paul Veyne, Brot und Spiele, Frankfurt/Main 1988; Michael Mann, Geschichte der Macht, Bd.1, Frankfurt/Main-New York 1990

schaften, aber es gab dennoch keine Arbeiterschaft oder Arbeiterklasse, denn die Arbeit selbst war unfrei, auch wenn es nicht Sklavenarbeit war.

Stellt man den Formen der gesellschaftlichen Organisation der Arbeit und der sozialen Differenzierung in den archaischen Arbeitsgesellschaften des Orients die Situation der Hochkulturen der europäischen Antike gegenüber, so zeigt sich, dass vor allem in Griechenland wenig staatlich-bürokratische Organisation der Arbeit stattfand. In der klassischen Periode Griechenlands bestand eine starke Trennung zwischen der städtischen Kultur und Gesellschaft und der Landbevölkerung. Die Bürger der Polis waren Besitzer der Ländereien als Nachfahren der Eroberervölker der Achäer und der Dorer, während die Heloten aus der Urbevölkerung stammten und Hirten, Landarbeiter und Kleinpächter waren. Auch in Griechenland verband sich der Status als ethnisch-soziale Unterschicht mit der manuellen Arbeit und führte zu einer Geringschätzung derselben.

Die Getreideernten, die der karge Boden Griechenlands hervorbrachte, waren unzureichend für die Versorgung der Bevölkerung, und die Griechen waren daher auf Getreideeinfuhren angewiesen. Das bewirkte eine frühe Entwicklung des Seehandels und die Entstehung einer Weltwirtschaft, die die städtischen Händler und Unternehmer, die allerdings auch meist Nicht-Bürger, Fremde, waren, reich machten, während die traditionelle Landwirtschaft und das dörfliche Handwerk zunehmend in Abhängigkeit geriet. Die Verfassung Solons brachte eine Verbesserung der Lage der kleinen Bauern, die aber nur vorübergehend war; bald gerieten sie wieder in Schuldknechtschaft, verloren ihr Land, das griechische Bauertum verkümmerte. Durch Kriege und Unterwerfung gelangten Sklaven ins Land, die dann die Landarbeit und andere eines freien Bürgers nicht würdige Arbeiten verrichteten. Die Sklavenwirtschaft wurde zum Kennzeichen der antiken Produktionsweise.

Die Arbeitsauffassung der griechischen Antike, die Hesiod einerseits, Plato und Aristoteles andererseits zum Ausdruck brachten, reflektiert die Veränderung der antiken Gesellschaft. Für Hesiod ist Arbeit Mittel zum Überleben, aber auch Gebot der Götter, das allen Menschen, unabhängig von ihrem Stand, auferlegt ist. Ursprünglich als mühevollere Strafe von Zeus für die Menschen ersonnen, wurde sie zur Möglichkeit, Wohlstand und Ansehen zu erwerben und Vorteile im Wettstreit mit anderen zu gewinnen. Hesiod hatte also eine positive Einstellung zur Arbeit; er sah sie auch nicht nur als eine Bürde und Merkmal der unteren Schichten, sondern als jedermanns Pflicht und Vorteil.<sup>3</sup> Diese Auffassung reflektiert die relativ geringen sozialen Distanzen in einer ländlich und dörflich geprägten „oikos“-Wirtschaft.

In den Werken der Philosophen der griechischen Klassik, die ihre Zentren in den Stadtstaaten, insbesondere Athen, hatte, ist dann Arbeit im Sinne mühevoller körperlicher Tätigkeit zum Zwecke des Lebensunterhalts nur mehr wenig geschätzt. In Platons „Politeia“ wird dem „Nährstand“ die unterste Stufe der gesellschaftlichen Pyramide unter den „Regenten“ und

---

<sup>3</sup> In Hesiods „Erga“ (dt. v. Walter Marg, Zürich 1968) heißt es: „Arbeit, die ist nicht Schande, das Nichtstun jedoch, das ist Schande. Bist du fleißig am Werk, wird rasch dich der Träge beneiden, wenn du dann reich. Den Reichtum begleitet Würde und Ansehn.“

dem „Wehrstand“ zugewiesen. Aristoteles misst zwar dem praktischen, zielorientierten Handeln große Bedeutung zu, aber er meint damit nicht die Arbeit der Landarbeiter, Sklaven etc., sondern das schaffende Handeln. In diesem Sinne verstanden wird Arbeit („techné“ im Unterschied zu „banausia“) zu einer geplanten Aktivität, die ein gesetztes Ziel verwirklichen soll, wird Gestaltung, formgebende Tätigkeit, wie etwa die von Aristoteles beschriebene Arbeit des Baumeisters. Diese Trennung von Arbeit als Lebensunterhalt und dumpfe Verrichtung und als schaffendes Handeln findet sich immer wieder als ein Hauptthema bis in die Gegenwart.

Die griechische Philosophie, vor allem in deren Hoch-Zeit bei Plato und Aristoteles, richtete sich an die Bürger Athens, die eine Mußeklasse darstellten. Reichtum war gleichzeitig mit Ansehen verbunden, weil es bedeutete, dass man nicht für seinen Lebensunterhalt und für andere arbeiten musste. Arbeit auf Anweisung und Befehl anderer wurde mit Armut verbunden und als Bereich niederer Instinkte und dumpfer physischer Betätigung gesehen, der mit der Höherentwicklung der Menschheit und der Kultur nichts zu tun hat. In den Schriften Platons und Aristoteles' erscheint körperliche Arbeit als Merkmal der Unfreien und Nicht-Bürger, während die freien Bürger sich ihrer sittlichen und geistigen Entfaltung und dem politischen Leben widmen sollen. Ihnen gilt auch das eigentliche Interesse, gelten die pädagogischen, ethischen und politischen Reflexionen. Armut und Arbeit blieben in der abendländischen Geschichte verbunden, wobei Armut auch Abhängigkeit bedeutete und vor allem deshalb verachtet wurde.

Ganz ähnlich verfahren die römischen Schriftsteller mit der Arbeitswelt, die nicht die Gesellschaft im eigentlichen Sinn zu tangieren schienen, wenn sie deren Lebensstil und Kultur auch erst ermöglichte. Darin spiegelte sich die soziale Ordnung der Zeit: Arbeit im körperlichen Sinn – aber auch geistige Arbeit – war Angelegenheit von Sklaven, was allerdings nicht bedeutete, dass nur Sklaven „Arbeit“ verrichteten: auch Freie arbeiteten als Tagelöhner oder Handwerker in den Städten, als Bauern und Kleinpächter auf dem Land. Trotzdem war die Sklavenarbeit die typische Form der abhängigen Arbeit in der landwirtschaftlichen und städtischen Produktion und in den Dienstleistungen, besonders in Rom selbst und in den westlichen Provinzen, während im Osten das freie Bauerntum, Pachtbauerntum und das freie Handwerk vorherrschten. Im Westen arbeiteten die Sklaven vornehmlich auf den großen Gütern: den Kleinbesitz dagegen bestellten auch hier freie Bauern. Allerdings produzierten diese fast ausschließlich für den eigenen Bedarf, so dass die römische Weltwirtschaft doch als eine von Sklavenarbeit bestimmte bezeichnet werden muss. Besonders in der Spätzeit der Republik wurde Arbeit weitgehend mit Sklavenarbeit identifiziert, während der freie Bürger sich höchstens damit beschäftigen sollte, wie man ein landwirtschaftliches Gut möglichst kostengünstig und gewinnträchtig führt (z. B. Cato der Ältere in seiner Schrift „de agri cultura“ oder Varro in „de re rustica“).

Im 2. und 3. Jahrhundert n. Chr. setzte in Italien und den westlichen Provinzen auf Grund des Sklavenmangels eine Tendenz zur Veränderung der „antiken Produktionsweise“ ein mit dem Übergang von der Sklavenbewirtschaftung der Güter zur Aufteilung des Landes auf Kleinpächter („coloni“). Zur Erntezeit waren auf den Gütern aber schon vorher neben den Sklaven auch freie Bauern als Tagelöhner beschäftigt. Außerhalb der Landwirtschaft gab es Arbeitskräfte auch in Werkstätten und in größeren Betrieben, letztere vor allem im Baugewerbe und

in einzelnen anderen Fällen, wie etwa einem römischen Bäckereibetrieb mit mehr als hundert Beschäftigten oder in den Töpfereien von Arretium. Auch hierbei waren in der Hauptsache Sklaven beschäftigt. In vielen Berufen waren aber sowohl Sklaven als auch Freigelassene und Bürger tätig. Auch in den „collegia“, den Handwerkerbünden, waren Sklaven und freie Bürger gleichberechtigte Mitglieder. Seit der Kaiserzeit nahm hier die Bedeutung Freier langsam zu.

Im Römischen Reich bestand bereits das Rechtsinstitut des Arbeitsvertrages, und zwar wurde unterschieden zwischen dem Werkvertrag („*locatio conductio operis*“) des selbständigen Handwerkers, der auf Bestellung arbeitete, und dem Lohndienstvertrag („*locatio conductio operarum*“), bei dem der Arbeiter seine Arbeit gegen Lohn „vermietete“, also unselbständig arbeitete. Interessant ist, dass in diesem Verhältnis bereits der freie Vertragscharakter der Lohnarbeit und die Eigenschaft der Arbeit als Sache, die ge- und vermietet wurde, zum Ausdruck kam. Auch die „*locatio conductio operis*“ konnte sowohl als Kaufvertrag als auch als Arbeitsvertrag verstanden werden, letzteres allerdings unter der Bedingung, dass der Handwerker die Verantwortung für das Produkt übernahm.<sup>4</sup> Das Römische Recht belegt also die weitverbreitete Existenz von Lohnarbeit neben selbständiger Leistung und Sklavenarbeit.

Schon Cicero hatte die Verachtung der Oberschicht seiner Zeit für die physische Arbeit, gleichgültig ob auf dem Land oder in den städtischen oder ländlichen Werkstätten, in seiner Schrift „*de officiis*“ ausgedrückt und den „höheren“ Dienst der freien Berufe und das öffentliche Amt als ehrenamtliche Tätigkeit gepriesen. Diese vermittelten Ansehen und politische Teilnahme und beruhten auf Reichtum. Das Privateigentum ermöglichte die Tätigkeit, die allein einem freien Mann anstand: das öffentliche Amt, das freiwillig und unabhängig, weil ohne Bezahlung, ausgeübt wurde. Demgegenüber waren auch niedrigere Beamte, die kein Vermögen hatten, im Lohndienstverhältnis tätig.

Hinsichtlich der freien Arbeit im Römischen Reich lassen sich somit grundsätzlich vier Formen unterscheiden:

1. öffentliche Ämter (ehrenamtlicher Staatsdienst)
2. „*operae liberales*“ (freie Berufe, die nicht in Zusammenhang mit der Staatsverwaltung, wohl aber im Sinne eines „öffentlichen Dienstes“ bzw. Dienstes an der Gemeinschaft ausgeübt wurden und nur Freien zugänglich waren)
3. „*locatio conductio operis*“ (selbständige Berufe)
4. „*locatio conductio operarum*“ (unselbständige Lohnarbeit).

Ehrenamtliche Betätigung war besonders hochgeschätzt, vornehme Freie bemühten sich daher um öffentliche Ämter. Die „*operae liberales*“ waren vom Ideal des öffentlichen Amtes hergeleitet: von freien, idealerweise ehrenamtlich geleisteten Diensten. Im Kaiserreich wurden öffentliche Ämter und „*operae liberales*“ allmählich gegen Entgelt geleistet. Es kam zu einer Verberuflichung der „*operae liberales*“, etwa des Lehrers, des Arztes, des Geometers, des Notars: Entgelt wurde üblich, allerdings nicht im Sinne des Vertragsrechtes: die Vergü-

<sup>4</sup> Siehe dazu: Frans van der Ven, Sozialgeschichte der Arbeit, Bd. 1, München 1971, S. 96ff



tung erfolgte aus freien Stücken durch Nutznießer der Dienstleistung als Anerkennung („honorarium“). Sklaven konnten intellektuell arbeiten, aber sie konnten nicht „operae liberales“ und noch weniger öffentliche Ämter ausüben, da sie persönlich unfrei waren. Auch Freie, die handwerklich arbeiteten, übten nicht „operae liberales“ aus, weil der Werkstoff sie band. Stoffgebundenheit, Einkommen aus Arbeit, Sklavenstand – all dies bedeutete „Unfreiheit“ in beruflicher Hinsicht.

### **Mittelalterliche Arbeitswelt zwischen soziokultureller Ordnung und wirtschaftlicher Dynamik**

Im europäischen Mittelalter ist Arbeit zunächst fast ausschließlich Landarbeit und wird durch unfreie Personen verrichtet. Die mittelalterliche Leibeigenschaft und Hörigkeit, die von manchen als das Merkmal der feudalen Produktionsweise gesehen wird<sup>5</sup>, entwickelte sich aus der Sklavenarbeit und dem römischen Kolonat, verschärft um die germanischen Elemente. Mit der „commendatio“, der „Übergabe“ zusammen mit seinem Grund an den Kriegerherrn, begab sich der freie Bauer des Rechts der Waffenführung, der eigenen Gerichtsvertretung, aber auch der Verpflichtung zur Heerfolge. Damit entstanden die Grundherrschaften als das typische Herrschaftsverhältnis der spätrömischen und frühmittelalterlichen Gesellschaften. Die auf den Domänen der Grundherren Arbeitenden waren „Leibeigene“, die zur Grundherrschaft zählenden „hörigen“ Bauern mussten Arbeitsdienste leisten und darüber hinaus Naturalabgaben entrichten.

Die Grundherrschaft stellte ein autarkes Sozial-, Kultur- und Wirtschaftssystem dar, das eine bestimmte Arbeitsteilung und Spezialisierung (Ackerbau, Viehzucht, Gartenbau, Fischzucht, Forstwirtschaft, Textilproduktion, Holz- und Metallverarbeitung etc.) aufwies. In dieser geschlossenen Wirtschaft entfalteten sich die Arbeits- und Produktionsbereiche, die dann später die Grenzen der Grundherrschaft sprengend die Wirtschaftsstruktur der Region bestimmten.

Nach der „landwirtschaftlichen Revolution“ des 11. Jahrhunderts und der Entwicklung der Städte im 12. und 13. Jahrhundert vergrößerten sich die sozialen Distanzen durch die Kommerzialisierung der Landwirtschaft und ihre Rolle für die Versorgung der Städte. Die soziale Differenzierung wuchs auch innerhalb der bäuerlichen Bevölkerung. So mancher Bauer wurde relativ wohlhabend und konnte auf „seinem“ Grund Tagelöhner, die sich aus armen Bauern, Vertriebenen etc. rekrutierten, beschäftigen und seine Frondienste beim Grundherrn durch sie erfüllen lassen. Die Zahl dieser Tagelöhner stieg im 12. und 13. Jahrhundert sehr stark; sie arbeiteten gegen Lohn, waren aber nicht wie das Gesinde in den Hausverband des Dienstherrn integriert. Besonders der Anstieg königlicher, fürstlicher und kirchlicher Projekte erforderte eine wachsende Zahl von Arbeitskräften, die allerdings nur punktuell eingesetzt wurden.

---

<sup>5</sup> Paul Sweezy/M. Dobb et al., Der Übergang vom Feudalismus zum Kapitalismus, Frankfurt/Main 1978

*„Die großartigsten Bauprojekte, welche aus königlichen bzw. aus kirchlichen Mitteln finanziert wurden, waren insofern einmalig, als sie Hunderte von Arbeitern unter der Leitung eines einzigen Werkmeisters und ausschließlich auf der Grundlage von Geldlöhnen vereinigten. Die größeren Steinbrüche beschäftigten Hunderte von Männern, allerdings in gesondert organisierten Gruppen. Die Fülle ungelernter Arbeiter, die man brauchte, um die Fundamente irgendeines großen Steinbaus zu legen, die Maurer und Zimmerleute, die Schmiede, die zur Reparatur der Werkzeuge in Bereitschaft gehalten wurden, die Leute, die den Mörtel mischten und die Mannschaften der Hebekräne wurden zum Teil gewaltsam beschafft. Die Maurer waren Wanderarbeiter, die entsprechend ihrer unterschiedlichen Geschicklichkeit entlohnt wurden. Die Überhandnahme großer Bauvorhaben im Paris des 13. Jahrhunderts erlaubte es einer ungewöhnlich großen Zahl von Maurern, sich dort niederzulassen: Zu Ende des Jahrhunderts waren etwa 400 von ihnen als Steuerzahler verzeichnet.“<sup>6</sup>*

In den sich nun immer stärker entwickelnden Städten entstand das städtische Handwerk. Während der dörfliche Handwerker unfrei und fern vom Markt produzierte, war der städtische Handwerker frei, produzierte für den Markt und war außerdem geschützt durch seinen berufsgenossenschaftlichen Verband, die Zunft. Die Zünfte entwickelten sich in Italien seit dem 8. Jahrhundert, in Deutschland seit dem 12. Jahrhundert, und erlangten besonders seit der „révolution des métiers“ (H. Pirenne) des 14. Jahrhunderts, in deren Verlauf der Einfluss des Adels auf die Städte abgeschafft wurde, große Bedeutung in der städtischen Kommune. Sie entstanden allerdings nicht in allen Handwerken, sondern nur in den privilegierten Bereichen, den „arti maggiori“, während sich die „arti minori“ nicht zusammenschließen durften; d. h. es gab solche, die Selbstverwaltungsrecht gegenüber dem Stadtherrn bzw. später der Stadtverwaltung gewannen, und daneben die zunftlosen Gewerbe, die in einer abhängigen Stellung gegenüber der städtischen Obrigkeit verblieben. Manchmal schlossen sich die Arbeiter der zunftlosen Handwerke zu Organisationen zusammen, wie etwa die, die 1280 durch ihren Kampf um höhere Löhne im Pariser Becken auf sich aufmerksam machten.

In den zunftlichen Handwerken wurden die sozialen Distanzen zwischen Meistern und Gesellen in der Folge zunehmend größer, weil die Zünfte faktisch auch Arbeitgeberverbände waren, die Arbeitsbedingungen einseitig festlegten. Die Lohnfestsetzung erfolgte im zunftlichen Gewerbe auf Meistertagen, sonst seit dem 13./14. Jahrhundert durch die kommunale oder fürstliche Obrigkeit. Nachdem sich die Chancen der Gesellen, Meister zu werden, drastisch verringert hatten, kam es auch zu sozialen Konflikten. In den zunftlosen Handwerken hingegen blieb die soziale Distanz zwischen Meistern und Gesellen bis in das 19. Jahrhundert hinein gering. Diese kleinen Meister, die oft nur ihr Werkzeug besaßen, wurden auch zeitweise zu Lohnarbeitern oder arbeiteten im Verlagssystem.

Zwischen 1200 und 1500 kam es zu bemerkenswerten technologischen Veränderungen, die von manchen als „erste industrielle Revolution“ bezeichnet werden: Der Trittwebstuhl, das

<sup>6</sup> Sylvia L. Thrupp, Das mittelalterliche Gewerbe, 1000-1500, in: Carlo M. Cipolla/Knut Borchardt, Europäische Wirtschaftsgeschichte, Bd. 1, Stuttgart-New York 1983, S. 155

Spinnrad, Wasser- und Windmotoren, Nockenwelle, Hochöfen, Schiffbautechniken, Chronometer, Buchdruck und viele andere Neuerungen markieren diesen Aufbruch, der teilweise viel radikaler mit den traditionellen Techniken brach, als es im 19. Jahrhundert der Fall war. Dies zog auch eine beachtliche gewerbliche Entwicklung nach sich und zwar vor allem in der Tucherzeugung in Oberitalien und Süddeutschland, in der Woll- und Leinenindustrie in der Toskana und in Flandern, der Eisenindustrie in Norditalien und Süddeutschland, der Papiererzeugung und der Druckerei. Otten berichtet, dass im 14. Jahrhundert in der Textilindustrie von Florenz etwa 15.000 abhängig Beschäftigte gearbeitet hatten, und ähnlich war es in den anderen oberitalienischen und auch in den süddeutschen Städten.<sup>7</sup> In den Regionen, in denen sich eine zentralisierte Produktionsweise und eine starke kommerzielle Orientierung entwickelt hatten: Flandern, Nord- und Mittelitalien, England, das Pariser Becken und Böhmen, kam es auch zu häufigen Arbeiterunruhen. Die Betriebseigner waren hier in der Regel Meister und produzierten mit Hilfe von Lohnarbeitern in ihren Werkstätten für die Verlagsunternehmer. Diese Form der industriellen Kooperation und Arbeitsteilung war bis ins 19. Jahrhundert hinein in vielen Gewerbebranchen üblich und typisch. Auch im Bereich der Eisen- und Stahlerzeugung erfolgte die Produktion in Meisterbetrieben, im Verlagssystem sowie in genossenschaftlichen und fürstlichen Hütten. Im allgemeinen blieb die Trennung zwischen Kapital und Produktion, zwischen dem Kapitalgeber, der Handelsunternehmer, Bankier etc. sein konnte, und den Produzenten erhalten; das Verlagssystem war das typische Verhältnis zwischen beiden bis weit ins 19. Jahrhunderts hinein.

Im Baugewerbe, im Bergbau und in der Tuchindustrie kam es schon im Spätmittelalter zu einem bedeutenden Anstieg der Lohnarbeit und hie und da zu beinahe modern anmutenden Arbeitsorganisationen. So baute der französische Kaufmann Jacques Coeur um 1450 ein Montanunternehmen mit einer Hierarchie von Arbeitern nach ihrer Qualifikation, einem entsprechenden Lohngefälle, klar geregelter Arbeitszeit und straffer Arbeitsdisziplin auf.<sup>8</sup> Der größte Industriebetrieb des Mittelalters war aber das Arsenal, die staatliche Werft Venedigs, wo etwa 2000 Arbeiter auf der Basis der Lebenszeitanstellung beschäftigt waren.

Henri Pirenne weist auf den Unterschied zwischen dem für den örtlichen Bedarf arbeitenden städtischen Handwerk und dem vor allem in den prosperierenden Hafenstädten, etwa in Flandern, existierenden Exporthandwerk hin, in dem es große Zahlen von ständig durch Arbeitslosigkeit bedrohten Lohnarbeitern gab. Hier waren die sozialen Strukturen in Handwerk und Gewerbe ganz andere als in den zünftischen lokalen Gewerben. Kapital und Arbeit waren klar getrennt. Es entstand bereits ein städtisches Proletariat.<sup>9</sup> Die Ausweitung des Exportgewerbes zu Lasten des Kleinhandwerks tat ein Übriges, um dieses zu vergrößern und soziale Konflikte entstehen zu lassen.

---

<sup>7</sup> Dieter Otten, *Die Welt der Industrie I*, Reinbek b. Hamburg 1986, S. 41ff

<sup>8</sup> Arne Eggebrecht et al., *Geschichte der Arbeit*, Köln 1980, S. 185

<sup>9</sup> Henri Pirenne, *Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Europas im Mittelalter*, Tübingen 1986 (urspr. frz. 1933), S. 180-182

Die Zünfte reagierten mit Einführung des Zunftzwanges im 15. und 16. Jahrhundert, um die Kontrolle über die städtische Wirtschaft zu behalten. Dies verschärfte die sozialen Distanzen zu den nicht-zünftischen Arbeitern, aber auch zwischen Meistern und Gesellen. Die Gesellen, die keine Aussicht mehr sahen, selbst einmal Meister zu werden, schlossen sich in manchen Handwerken und Regionen zu eigenen Vereinigungen zusammen. Im 15. Jahrhundert kam es zu einer allgemeinen Bewegung der Gesellen aller Handwerke zwecks Gründung einer Allgemeinen Gesellenvereinigung, die jedoch durch das Gesellenstatut der Rheinstädte verboten wurde. Die Gesellenverbände hatten meist einen geheimen Charakter und waren durch Initiationsriten und religiöse Zeremonien gekennzeichnet. Ihre Entstehung und überlokale Solidarität wurde durch die Institution der Gesellenwanderung auf dem Kontinent wahrscheinlich sehr wesentlich gefördert. Die Zielsetzungen der Gesellenverbände waren Arbeitsbeschaffung für ihre Mitglieder, gegenseitige finanzielle Unterstützung, Absicherung gegen Arbeitslosigkeit und Schutz gegen die Willkür der Meister; Manufakturarbeiter wurden in die Gesellenbünde nicht aufgenommen.

### **Die Ambivalenz der christlichen Arbeitsauffassung**

Vergleicht man die mittelalterliche Einstellung zur Arbeit mit der im Imperium Romanum vorherrschenden, so kann man sagen, dass das germanische Element des Treudienstverhältnisses und des Schutzverhältnisses zwischen Herrn und Gefolgsleuten die unselbständige Arbeit als weniger abwertend empfinden ließ als die Patrizierkultur Roms. Unterordnung und Dienen galten hier nicht als eines freien Menschen unwürdig; allerdings entstand daraus ein tiefverwurzeltes Gefühl für „höher“ und „niedriger“ in einem sozialen gruppenbezogenen Sinn. Der römische Unterschied zwischen öffentlichem Amt oder freiem Beruf auf der einen Seite und abhängiger, unfreier Arbeit hat für die germanische Welt hingegen geringere Bedeutung gehabt.

Das Christentum brachte zudem eine Aufwertung der Handarbeit, denn die ursprüngliche Trägerschicht des Christentums im römischen Imperium waren städtische Handwerker gewesen. Schon in der jüdischen Tradition war der Schöpfergott ein Demiurg, ein Arbeitender, ebenso in der christlichen Religion. Arbeit erhält somit eine durchaus positive Bedeutung: des Menschen Bestimmung auf Erden ist Arbeit, sie wurde sogar dem Gebet gleichgestellt (z. B. in der Ordensregel „ora et labora“ der Benediktiner). Das Mönchtum und die Klostergemeinschaften hatten eine große kulturelle Bedeutung, auch in Bezug auf die Verbreitung einer Ansicht, wonach Arbeit (zumal Handarbeit) nicht entehrend, sondern verdienstvoll ist. Dies war von um so größerer Bedeutung, als die christlichen Mönche, zumindest in den ersten Jahrhunderten des Bestehens der Klöster, so gut wie ausschließlich adeliger Herkunft waren, also traditionell der Herren-, das hieß aber auch der Mußeklasse, angehörten.

Gleichzeitig aber ist die Mühseligkeit der Arbeit Strafe für den Sündenfall der aus dem Paradies vertriebenen Menschen, ist im Glauben einer typisch weltablehnenden Religion Teil des Elends des diesseitigen Lebens. Darin liegt ein gewisser Widerspruch, in dem sich die Bedeutung der Arbeit im christlichen Abendland hinfort befindet: sie ist einerseits von Gott auferlegte Pflicht, ist Sinnerfüllung des diesseitigen Lebens, das Heil aber erfährt der Mensch erst im Jenseits, daher ist auch die Arbeit nicht freud- oder lustvoll, sondern mühselig und beschwerlich. „Die Interpretation der Arbeit als Fluch der Schöpfungsgeschichte

beherrscht die Anthropologie des Mittelalters“, schreibt Jacques Le Goff.<sup>10</sup> Im Konflikt zwischen dem Fluch- und Sühnecharakter der Arbeit einerseits und der Arbeit als Weg zur Erlösung und zum Heil andererseits entsteht schließlich im Humanismus das Bild eines zur schöpferischen Arbeit fähigen Menschen.

Das Christentum hatte die Bedeutung des Arbeitens für Moral und Charakter betont und damit eine Legitimationsgrundlage für den sozialen Aufstieg der „bürgerlichen“ Schichten, zunächst im Sinne der städtischen Handwerker und Kaufleute, geschaffen. In der mittelalterlichen Arbeitswelt mischten sich daher wirtschaftliche, berufliche und religiöse Elemente. Die Finanzierung von Kirchenfenstern, Kapellen mit Zunftaltären und das Hochhalten der Prozessionsstangen der Handwerke, die Kür von Heiligen als Zunftpatrone, etc. sind Indikatoren für den engen Zusammenhang zwischen Handwerk und Religion. Arbeit wurde einerseits zur Grundlage des sozialen Ansehens und der ökonomischen Bedeutung einer städtischen Mittelschicht, zum anderen aber zum sittlichen Gebot für alle, insbesondere die Armen.

Arme wurden grundsätzlich als Arbeiter gesehen, die beiden Begriffe wurden fast Synonyma, wie etwa im englischen „Statute of Labourers“ aus dem 14. Jahrhundert. In den Städten des Mittelalters waren die Armen eine sehr große Gruppe. Die Bedeutung von „arm“ hatte jedoch, wie schon in der Antike, einen etwas anderen Inhalt als wir heute damit verbinden. In einer Gesellschaft, in der materieller Wohlstand und Reichtum keine von sozialen, politischen und religiösen Aspekten losgelöste Bedeutung hatten, war „Armut“ nicht nur und auch nicht in erster Linie eine ökonomische Kategorie, sondern eine soziale: arm waren alle, die nicht mächtig waren: Macht auf Grund von Herrenstellung war das primäre Kriterium, Reichtum erst das abgeleitete Faktum. Werner Sombart unterschied in diesem Sinne den „Machtreichtum“ früherer Zeiten von der „Reichtumsmacht“ des modernen Kapitalismus.<sup>11</sup>

Das 16. Jahrhundert wird auf Grund der starken Vergrößerung der Zahl der „Pauperen“ auch das Jahrhundert der Volksarmut genannt. Waren die Armen noch in das religiös-soziale Gefüge der mittelalterlichen Gemeinschaften integriert, so werden die vielen entwurzelten, vagabundierenden und notleidenden Personen und ganzen Familien zunehmend wenig freundlich als Außenseiter betrachtet. Die sozioökonomischen Ursachen des Phänomens der großen Zahlen von Pauperen blieben von den Zeitgenossen noch weitestgehend unbeachtet, noch gab es kein Bewusstsein für sozialen und ökonomischen Wandel, seine Ursachen und Folgen; nur das Bewusstsein, dass Arbeit personale, soziale und religiöse Verpflichtung ist, bestand weiter. Die Folge ist eine bis heute nachwirkende „Behandlung“ von Armen, Arbeitslosen und Delinquenten: Arbeit als Lebensunterhalt und als Strafe, als Korrektur und als Zwang. Arbeits- und Besserungsanstalten entstanden im 16. und 17. Jahrhundert, wobei das Londoner „Bridewell“ besonders bekannt wurde.<sup>12</sup> Es war als Manufaktur organisiert, deren Arbeiter Arme und Kriminelle waren, die unter strengster Aufsicht und Kontrolle zwangs-

---

<sup>10</sup> Jacques Le Goff, *Der Mensch des Mittelalters*, Frankfurt/Main-New York 1989, S. 11

<sup>11</sup> Werner Sombart, *Der moderne Kapitalismus*, München-Leipzig 1921, 1. Bd./2, S. 581ff

<sup>12</sup> Bronislaw Geremek, *Geschichte der Armut*, München-Zürich 1988, S. 268ff

weise darin arbeiteten. Die „Sozialfürsorge“ wurde in Spitälern konzentriert, die jedoch eng mit den Arbeitshäusern zusammenarbeiteten bzw. solche Arbeitshäuser mit umfassten.

Die Reformation hatte an diesem Wandel in der Beurteilung der Armen nicht unwesentlichen Anteil. Am Beginn der Neuzeit lassen sich zwei regional und kulturell unterschiedliche Entwicklungen in Bezug auf die Bewertung und Interpretation der Arbeit ausmachen: die Arbeits- und Berufsethik der Reformation, die sich vor allem in den Gebieten nördlich der Alpen, in Deutschland, Skandinavien, England verbreitete, und der Humanismus und die Renaissance-Ideale des Künstler-Handwerkers in Italien.

Die Trägerschichten des Protestantismus waren die städtischen Handwerker und Kaufleute, die sich damit nicht nur gegen Rom, sondern auch gegen die adelige Oberhoheit wehrten. Die protestantische Arbeitsauffassung hob daher die Berufsarbeit in der Welt als Leben nach Gottes Gebot hervor. Zunächst leugnete Luther daher auch das Existenzrecht eines eigenen geistlichen Standes. Beruf wurde von Luther als „officium“ aufgefasst, wodurch es zu einer Betonung des Berufsstatus und der Pflichterfüllung gegenüber der Gemeinschaft durch Arbeit kam. Beruf wird in diesem Sinne „Berufung“, erhält religiöse Züge, jeder ist von Gott in seinen Beruf „berufen“ und soll mit der Position zufrieden sein, in die Gott ihn gestellt hat.

Im Calvinismus, Puritanismus und Methodismus wurde die Berufsarbeit zum wichtigsten Mittel zur Erlangung des Gnadenstandes, was in der alltäglichen Trivialisierung des Glaubens dazu führte, dass der wirtschaftliche Erfolg zum Aushängeschild für die Anwartschaft auf den göttlichen Gnadenstand wurde. Reichtum wurde dadurch sittlich aufgewertet, und Armut erschien als selbstverschuldet und sündig. Aber auch der Reichtum benötigte eine Legitimation durch die Art seines Erwerbs. Reichtum konnte nur durch rastlose Arbeit und frugale Lebensführung gerechtfertigt werden. Max Weber<sup>13</sup> und andere haben die Bedeutung dieser „innerweltlichen Askese“ für die Entstehung des „kapitalistischen Geistes“ betont. Für England betonte Richard H. Tawney hingegen, dass der Puritanismus der Handwerker, Gewerbetreibenden und Kaufleute die auf Grund der frühen politischen und ökonomischen Entwicklung des Landes schon vorhandenen Elemente moderner kapitalistischer Wirtschaftsweise, nur verstärkte.<sup>14</sup> Große Bedeutung hatte die durch die Religionskriege bedingte Wanderung von Facharbeitern für die Entwicklung der gewerblichen Produktion. Bergleute und Metallarbeiter aus Sachsen, der Steiermark und Tirol arbeiteten in Frankreich, Italien und England. Uhrmacher aus Augsburg und Nürnberg in Genf, wallonische Schmiede in Schweden usw.<sup>15</sup> Dadurch verbreiteten sich technische Verfahren, und der wirtschaftliche Wohlstand der Einwanderungsregionen hob sich.

In Italien wurde die soziale und sittliche Differenzierung von humanistisch Gebildeten, der Künstler und Gelehrten, und der in diesem Sinne Ungebildeten hervorgehoben. Das Arbeits-

---

<sup>13</sup> Max Weber, Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus, 2 Bde., Hamburg 1972 (urspr. 1904/1905)

<sup>14</sup> Richard H. Tawney, Religion and the Rise of Capitalism, Harmondsworth 1969 (urspr. 1922)

<sup>15</sup> Domenico Sella, Die gewerbliche Produktion in Europa, 1500-1700, in: Carlo M. Cipolla/Knut Borchardt (Hg.), Europäische Wirtschaftsgeschichte, Bd. 2, Stuttgart-New York 1983, S. 255

ideal des Humanismus ist die schöpferische Leistung des freien Individuums, egal ob sie intellektueller oder praktisch-handwerklicher Art ist. Der Wert der Arbeit für die Entfaltung der menschlichen Fähigkeiten, ihre „anthropologische Substanz“, wird betont.<sup>16</sup> Die Arbeit der Bauern, Tagelöhner, kleinen Handwerker etc. diente aus diesem Grund nicht als Vorbild. Stand und soziale Herkunft spielen dennoch kaum eine Rolle, wie Peter Burke in Bezug auf die Herkunft des überwiegenden Teils der Renaissance-Künstler aus Handwerkerfamilien zeigt.<sup>17</sup>

Die Verbindung von handwerklichen und künstlerischen Elementen bedingt auch die Sicht der Arbeit (etwa der Malerei) als technischer Prozess, der der Verbesserung und Vervollkommnung unterworfen werden muss. In diesem dynamischen, veränderlichen Charakter von Arbeitstechniken liegt der neuzeitliche Charakter der Renaissance-Auffassung von Arbeit, der deren spätere Beziehung auf Wissenschaft und Technik vorbereitete. Teilweise kam in diesen Argumenten die Kritik an den Zünften und ihrem Festhalten an hergebrachten Vorgangsweisen zum Ausdruck.

### **Arbeit und Handel im Merkantilismus**

Der Merkantilismus des 17. und 18. Jahrhunderts führte in Europa zu einer Verstärkung der zentralen Macht des Staates und zu staatlichen Eingriffen in die Gestaltung von Löhnen und Arbeitsbedingungen, vor allem dort, wo es zu Arbeitskräftemangel kam. In England war bereits 1550 die gesetzliche Lohnregulierung eingeführt und 1563 die Arbeitergesetzgebung mit Bestimmungen über Löhne, Lehrlingsausbildung und Arbeitsbedingungen durch Elisabeth I. erlassen worden („elisabethanische Schutzbestimmungen“). In Frankreich kam es vor allem unter Colbert zur Kontrolle der Zünfte und Manufakturen durch den Staat, zur Ersetzung gewählter Zunftmeister durch Beamte und zum Erlass königlicher Lohnverordnungen. In Preußen, Österreich und Russland war die Situation durch eine Verbindung von Zentralisierung und Refeudalisierung gekennzeichnet. Die Berufe wurden mehr und mehr in ihrer lokalen Bedeutung abgelöst durch universalistische Regelungen der Zulassung und der Voraussetzungen ihrer Ausübung.

Durch die merkantilistische Wirtschaftspolitik wurden monopolistische Formen der Produktion und des Handels gefördert. Spezielle Privilegien gab es vor allem in der Glas- und Porzellanindustrie, im Bergwerk- und Hüttenwesen. Die Fürsten errichteten Manufakturen, die für fürstliche oder königliche Bedürfnisse, für den Luxuskonsum der höfischen Gesellschaft produzierten, förderten aber auch die gewerbsmäßige Produktion für den Export, was die Zünfte unter Druck setzte. Auch der Exporthandel wurde in Form der Handelskompanien privilegiert.

---

<sup>16</sup> Agnes Heller, *Der Mensch der Renaissance*, Frankfurt/Main 1988, S. 452

<sup>17</sup> Peter Burke, *Die Renaissance in Italien*, Berlin 1984

## Formen der Produktion und der Arbeit

Die traditionelle Form der Produktion war das Hauswerk. Dieses konnte „Preiswerk“ (Handwerk) sein, dann erfolgte die Produktion für den Markt. Die Arbeitsbeziehungen waren die von Meister, Geselle und Lehrling; sie waren eingebettet in die sozialen und familialen Beziehungen des Meisterhaushalts. Persönliches und Sachvermögen waren nicht getrennt; der Lohn der Gesellen und Lehrlinge wurde als „Nahrung“ im Rahmen der sozialen Beziehungen im Meisterhaushalt verstanden. Das „Lohnwerk“ entwickelte sich aus der geschlossenen Hauswirtschaft und stellte Produktion für den Kunden dar, der auch die Rohstoffe lieferte, während der Arbeiter das Werkzeug beisteuerte. Das Lohnwerk konnte im Haushalt des Arbeiters („Heimwerk“) erstellt werden oder bei den jeweiligen Kunden („Stör“).<sup>18</sup>

Durch die Auflösung der handwerklichen Beziehungen und Bindungen und die soziale Differenzierung unter den Meistern begünstigt, entwickelte sich die Hausindustrie als dezentralisierte Form der Produktion unter einheitlicher zentraler Leitung. Auch die Entwicklung im Handel seit dem 14. Jahrhundert, die eine wachsende Trennung des Haushalts vom Geschäft, des persönlichen vom Geschäftskapital bewirkte, förderte die Kommerzialisierung der Produktion. Drei Gruppen von Personen und ihre Beziehungen charakterisieren die Hausindustrie bzw. das Verlagssystem: Der Unternehmer bzw. Verleger stellte das Kapital, das Werkzeug und die Rohstoffe zur Verfügung; der Handwerker bzw. Heimwerker produzierte daraus die entsprechenden Güter. Die Vermittlung zwischen beiden besorgte der Faktor oder Zwischenhändler.

Im Fall der Manufaktur kam es zur lokalen Konzentration der Arbeit unter einer einheitlichen Leitung: der Arbeiter verließ seine häusliche Werkstatt und arbeitete in einem fremden Betrieb. Arbeits- und Lebensraum der Handwerker-Arbeiter wurden dadurch getrennt; die Arbeit selbst wurde organisiert und versachlicht, es kam zu Prozessen der Arbeitsteilung und -vereinigung zwischen den Arbeitern bei geringer Verwendung von Maschinen. Die Arbeit blieb noch weitgehend Handarbeit. Die Arbeiter aber mussten sich der Betriebsdisziplin unterwerfen und waren häufig auch unfrei.

Meist waren Verlagssystem und Manufaktur auch verbunden, so etwa in der Textilindustrie des 18. Jahrhunderts im Habsburgerreich. Neben den Lohnarbeitern im zentralen Manufakturbetrieb wurde in tausenden bäuerlichen Haushalten im Verlagssystem gearbeitet. Um 1762 beschäftigte die Linzer Wollzeugfabrik einige hundert Arbeiter im Hauptgebäude in Linz, aber etwa 50.000 Spinner und Weber im Verlag.<sup>19</sup>

Die Organisationsform der Manufakturen lässt sich einmal als Entwicklung aus den traditionellen Betriebsformen von Handwerk (durch Erweiterung und Ausgliederung der Werkstatt) und Hausindustrie (durch Vereinigung der dezentralen Produktionseinheiten) sehen, zum anderen waren sie königliche oder fürstliche Regiebetriebe. Allerdings gab es auch ursprüng-

---

<sup>18</sup> Siehe: Ernst Michel, Sozialgeschichte der industriellen Arbeitswelt, Frankfurt/Main 1948

<sup>19</sup> Gustav Otruba, Entstehung und soziale Entwicklung der Arbeiterschaft und der Angestellten bis zum Ersten Weltkrieg, in: Erich Zöllner (Hg.), Österreichs Sozialstrukturen in historischer Sicht, Wien 1980, S. 125



lich anders begründete Anstalten (Waisen- und Armenhäusern, Kasernen, Gefängnissen, Krankenhäusern), die in ihrer organisatorischen Form als Vorbild für die betrieblichen Strukturen dienten.

Gegen Ende des 17. Jahrhunderts gab es in England ein Netz von Arbeitshäusern, die nach wirtschaftlich rationalen Grundsätzen funktionierten. Auch auf dem Kontinent wurden Arbeitshäuser errichtet und besonders in Holland wurden daraus primär wirtschaftlich orientierte Institutionen, die billige Arbeitskräfte zur Verfügung hatten. Bemerkenswert ist, dass die Arbeitshäuser besondere Verbreitung in den wirtschaftlich führenden Gebieten der Zeit fanden; sie waren in aller Regel (mit Ausnahme Frankreichs und seiner „hospitals“) protestantisch dominierte Gegenden. Arbeitsethik, Sozialmoral und wirtschaftliche Entwicklung verbanden und unterstützten sich gegenseitig.

Seit dem 16. Jahrhundert erfuhr die Lohnarbeit eine weitere quantitative Ausweitung durch das Vordringen der Geldwirtschaft und die europäische Kolonialisierung. In der „Weltwirtschaft“ herrschten unterschiedliche Formen von Arbeitsverhältnissen vor: es gab Sklaven, auf den Plantagen und in den Bergwerken an der „Peripherie“, Galeerensklaven und Hausklaven in Südeuropa, Pachtbauern und ländliche Lohnarbeiter. Diese Gruppen machten 90 bis 95 Prozent der Bevölkerung der europäischen Weltwirtschaft aus, während unabhängige Handwerker und Facharbeiter eine sehr dünne Schicht darstellten.<sup>20</sup>

In Europa kam es zu Entberuflichungsprozesse in vielen Handwerken; die selbständigen Handwerker wurden zurückgedrängt und auf Grund des Vordringens von Verlagssystem und Manufakturen sowie durch die Schließung der Zünfte zu unselbständigen Lohnarbeitern. Die Gesellen hatten nur mehr geringe Chancen, jemals Meister zu werden, und damit verwischten sich die Unterschiede zwischen Handwerksgesellen und Lohnarbeitern immer mehr. Auch die Unterschiede zwischen gewerblichen Arbeitern und den zahlenmäßig bedeutenden Dienstboten verschwanden mehr und mehr; sie wurden zu einer Unterschicht von unselbständig Arbeitenden. Dadurch wuchs in den Städten die Kluft zwischen den Bürgern und den arbeitenden Massen und ersetzte die frühere soziale Differenzierung zwischen den reichen Kaufleuten und Meistern und den kleinen Handwerkern. In obrigkeitlichen Dokumenten des 17. und 18. Jahrhunderts wird dann kein Unterschied mehr gemacht zwischen Arbeitern, Gesellen und Dienstboten. Noch immer aber war keine Klasse oder Schicht „freier“ Arbeiter entstanden. Noch immer zeichneten sich die Beziehungen zwischen Arbeitern und ihren „Herren“ durch patriarchalische Bindungen aus, was sich unter anderem darin ausdrückte, dass sie vielfach im selben Haushalt wohnten wie die „Herrschaft“.

### **Bürgerliche Gesellschaft und der freie Arbeiter**

Die Aufklärung mit ihrer Idealisierung von Vernunft und Naturwissenschaft war grundsätzlich technisch-wissenschaftlichen Neuerungen auch im Bereich der Produktion gegenüber aufgeschlossen. Man strebte nach Einheit der Wissenschaften und ihrer Verbindung mit den

---

<sup>20</sup> Immanuel Wallerstein, Das moderne Weltsystem, Frankfurt/Main 1986, S. 118/119

„arts et métiers“, die Wissenschaften sollten umgesetzt werden in praktisches, wirtschaftliches, politisches und berufliches Handeln. Der Erwerbs- und Berufsarbeit und dem wirtschaftlichen Erfolg der Arbeit kam steigende Bedeutung für die soziale Anerkennung des Individuums in der Gesellschaft zu, nachdem das Bürgertum zur maßgebenden wirtschaftlichen und kulturellen Kraft geworden war. Das Arbeitsverständnis des europäischen Bürgertums hatte seine Ursprünge noch teilweise in der zünftischen Berufsauffassung des Handwerks, teilweise im wirtschaftlichen Erfolgsdenken der Kaufmanns- und Händlerschichten. Wo die protestantische Ethik mit ihrer Betonung eines frugalen, arbeitsamen Lebensstils wirksam war, unterstrich insbesondere ihre profane Routinisierung das Messen am wirtschaftlichen Erfolg.

Die Aufklärung und das ökonomische und politische Erstarren des (Besitz-)Bürgertums im 18. Jahrhundert gingen in Westeuropa gemeinsam einher, so dass es das Bürgertum und die bürgerlichen Wertvorstellungen waren, die schließlich als Sieger aus den Wirren der Französischen Revolution hervorgingen. Die Philosophen der Aufklärung erkannten fast durchwegs Beruf und Wirtschaft als eigene Kulturwerte an, die den menschlichen und sozialen Fortschritt fördern. Sie zielten in erster Linie auf die Abschaffung der feudalen, klerikalen und königlichen Vorrechte und forderten die verfassungsmäßige Verankerung der Freiheit der Berufswahl als Menschenrecht. Die im Aufklärungsdenken durchaus auch vorhandenen sozialrevolutionären Ansätze kamen letztendlich dem Bürgertum und nicht der Arbeiterklasse zugute, die es als solche ja noch nicht gab; sie entstand eben erst durch den Aufstieg des Bürgertums und der industriekapitalistischen Wirtschaftsweise.

Die bürgerliche Arbeitsethik des 19. Jahrhunderts betonte die freie wirtschaftliche Leistung des Individuums als Grundlage für den Wohlstand des Gemeinwesens. Die Institutionalisierung dieser Vorstellungen im nachrevolutionären Europa beseitigte endgültig die kollektive Gebundenheit der Arbeit, wodurch es in der Folge zu einer Universalisierung der sozialen Beziehungen kam und die persönlich und lokal geprägten Abhängigkeiten und Bindungen überlagert wurden von sachlich begründeten funktionalen Strukturen. Die neuen Ideale waren Wissenschaft und Technik und eine Wirtschaft, die frei war von sozialen, religiösen und überhaupt allen nicht-ökonomischen Elementen. Der Arbeiter wurde als „freier“ Arbeiter in bürgerlich-liberaler Sicht zum Anbieter auf dem Arbeitsmarkt, der ein sachlich begründetes, vertraglich vereinbartes Arbeitsverhältnis einging, nicht mehr als abhängig und schutzbedürftig angesehen wurde.

Wenngleich diese Vorstellungen sich noch lange nicht wirklich durchsetzten, kam durch die in Bezug auf die Produktionsweise „Industrialisierung“ genannte Entwicklung nicht nur eine grundlegende Veränderung der Produktions- und Verteilungsweise der Güter, sondern auch der Lebenswelt der Menschen in Gang. Endgültig begann sich eine Form des Lebens im Dunkel der Geschichte zu verlieren, die durch die Verbindung von sozialen und ökonomischen Dimensionen gekennzeichnet war, in der Familie und Haus die Grundlage der Wirtschaft waren. Peter Laslett zieht eine scharfe Grenze zwischen vorindustrieller Gesellschaft und industrieller Gesellschaft. Man muss diesen Übergang nicht so nostalgisch formulieren, wie er dies tut, aber in seinen Worten kommt die tiefgehende Bedeutung dieses Prozesses gut zum Ausdruck:

*„Es gab einmal eine Zeit, in der das ganze Leben im Schoße der Familie ruhte, im Kreise von Gesichtern und Dingen, die man liebte und die einem vertraut waren, in einer Welt, deren Maßstab der des Menschen war. Diese Zeit ist für immer vorbei. Und deshalb sind wir ganz andere Menschen als die Menschen von einst.“<sup>21</sup>*

## 2 Industrialisierung und Fabriksarbeit

Arnold Toynbee prägte den Begriff „Industrielle Revolution“, um die tiefgreifenden Veränderungen im 18. und 19. Jahrhundert zu bezeichnen, die die Industriegesellschaften entstehen ließen. Es handelte sich dabei allerdings nicht um eine punktuelle Veränderung, sondern um einen Prozess, dessen Ursachen weit zurückreichen, und der sich allmählich und in verschiedenen Gesellschaften in unterschiedlichen zeitlichen Epochen abspielte. Wie bereits angedeutet, kam es seit dem Hochmittelalter zu technischen Innovationen sowie gesellschaftlichen Umstrukturierungen, die von manchen Autoren auch als Vorbereitung und Voraussetzung für die moderne Industriegesellschaft verstanden werden. Sie sprechen bereits von einer „ersten industriellen Revolution“, welche zwischen dem 11. und dem 14. Jahrhundert stattfand. Die Differenzierung in vorindustrielle und industrielle Gesellschaften suggeriert jedenfalls eine zeitliche Trennung, die es so nie und nirgends gab.

Den prozessualen Verlauf der Industrialisierung unterstreicht auch die These von der „Protoindustrialisierung“ bzw. „Industrialisierung vor der Industrialisierung“, die auf die Verbindung von Hausindustrie und Landwirtschaft<sup>22</sup> in vielen Regionen Europas bezogen ist. Selbst in der Textil- und Eisenindustrie blieben hausindustriell-familienwirtschaftliche Formen der Produktion noch lange neben den Fabriken bestehen.

Wie auch immer man die europäische Entwicklung mit Blick auf die Heraufkunft der Industriegesellschaft interpretiert, bleibt doch kein Zweifel, dass das Zusammenwirken von industriell-wirtschaftlicher Entwicklung und politischen und sozialen Umwälzungen dafür von epochaler Bedeutung war. Das, was wir gewöhnlich als „industrielle Revolution“ bezeichnen, ging in England ab 1760, auf dem Kontinent ab ca. 1820/1830 vor sich. Hierbei lassen sich zwei Industrialisierungsschübe erkennen: der erste war in England angeführt durch die Textilindustrie und erfuhr seine Fortsetzung durch die mit dem Bau der Eisenbahnlinien verbundene Entwicklung der Schwerindustrie. Dampfmaschine, Eisenbahn, Werkbank, Gusseisen, Webstuhl und Selfaktor sind die Kennzeichen dieser ersten Industrialisierungsstufe. Die zweite Stufe der Industrialisierung setzte gegen Ende des 19. Jahrhunderts voll ein, ihre technischen Grundlagen waren aber schon um die Mitte des 19. Jahrhunderts vorhanden.

---

<sup>21</sup> Peter Laslett, *Verlorene Lebenswelten*, Wien 1988, S. 33

<sup>22</sup> Wolfgang Mager, *Protoindustrialisierung und Protoindustrie – Vom Nutzen und Nachteil zweier Konzepte*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 14/1988, S. 275-303

Ihre Bezugspunkte waren: Verbrennungsmotor, Chemie, Elektrizität, Auto, Fließband, Stahl.<sup>23</sup> Sie wird mitunter auch als „zweite industrielle Revolution“ bezeichnet.

### Technik und Ökonomie der industriellen Arbeit

Die Manufaktur war bereits ein zentralisierter Produktionsbetrieb; die Produktion selbst war aber noch durch eine personalistisch geprägte Arbeitsteilung gekennzeichnet. Erst die Einführung der Dampfmaschine machte eine Produktionsweise möglich, in der die Teilung und der Rhythmus der Arbeit von der Maschine bestimmt wurden. Der Maschineneinsatz prägte nicht nur die Arbeitsweise, sondern auch die Organisation der Betriebe. Der Industriebetrieb entstand daher nicht unmittelbar aus der Manufaktur, sondern stellt eine eigenständige Gründung dar.<sup>24</sup>

Nicht die Arbeitsteilung als solche ist das typische Merkmal der Industrie, sondern eine bestimmte Art der Zerlegung und Verteilung der Arbeit. Wenn wir die Arbeitszerlegung und Aufgabenteilung näher untersuchen, so zeigen sich drei Stufen der Zerteilung, deren oberste die Arbeitszerlegung in der Fabrik beschreibt:

1. Die Analyse des Arbeitsprozesses und die Zerlegung der Arbeit in einzelne Gänge findet in jedem Fall statt, wo Menschen es unternehmen, eine Arbeit auszuführen. Auch der Einzelarbeiter, der ein ganzes Produkt herstellt, „zerlegt“ seine Arbeit auf diese Weise.
2. Die Aufteilung der Teilarbeit auf verschiedene Arbeiter in der Weise, dass sich die Arbeiter untereinander abwechseln. Jeder Arbeiter kann jeden Arbeitsgang ausführen. Das war etwa in der Manufaktur der Fall.
3. Die Aufteilung der Teilarbeiten, wobei jeder Arbeiter immer dasselbe macht: Für Unternehmer ist diese Variante rationeller, da eine Gewöhnung und Erhöhung der Geschicklichkeit eintritt, sowie die Verbilligung der Arbeitskraft durch Zerlegung und Spezialisierung möglich wird, weil die Arbeiter nicht mehr so qualifiziert sein müssen, sondern für den einzelnen Arbeitsgang angelernt werden können.

Die Aufteilung der Arbeit in einzelne Handgriffe mit geringer Qualifikation kann vor allem dort erfolgen, wo die zentralen Operationen am Produkt durch Maschinen durchgeführt werden, die nur mehr „bedient“ werden müssen. Andrew Ure sah die Kinderarbeit als Ergebnis des Fortschritts der Arbeitsteilung durch Mechanisierung. Er schrieb über die Gründe für die Arbeitsteilung in der Fabrik:

*„In der Tat denkt man in den Fabriken wenig an Teilung oder vielmehr an die Anpassung der Arbeit an die verschiedene Geschicklichkeit der Menschen. Im Gegenteil, wo nur irgendein Verfahren besondere Gewandtheit und Festigkeit der Hand erfordert,*

<sup>23</sup> Siehe: Dieter Otten, Die Welt der Industrie II, op. cit., S. 352

<sup>24</sup> Im 18. Jahrhundert und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts verwendete man die Begriffe „Manufaktur“ und „Fabrik“ oft synonym.

*wird es so bald als möglich dem Arbeiter entzogen, der zu Unregelmäßigkeiten aller Arbeit geneigt ist, und einem eigentümlichen Mechanismus übergeben, den ein Kind beaufsichtigen kann [...]. Der Grundsatz des Fabriks- oder Faktoreisystems geht [...] dahin, der Handgeschicklichkeit mechanische Kunst und der Verteilung der Arbeit unter die Arbeiter die Trennung eines Verfahrens oder Prozesses in seine wesentlich konstituierenden Bestandteile zu substituieren. Bei der Handarbeit war größere oder geringere Geschicklichkeit gewöhnlich das teuerste Element der Produktion [...]. Nach dem automatischen Plan aber wird geschickte Arbeit allmählich überflüssig und mit der Zeit ganz durch bloße Maschinenaufseher ersetzt werden.<sup>25</sup>*

Neben der fabrikmäßigen Arbeitsteilung ist die industrielle Produktion mit dem Einsatz von Maschinen verbunden, jedoch nicht als solche, denn Maschinen gab es schon in den Manufakturen; typisch für die industrielle Produktion ist die besondere zentrale Funktion der Maschine für die Produktion: sie unterstützt die Arbeit des Menschen nicht nur, sondern ersetzt sie. Das Ziel der fabrikmäßigen Fertigung ist die Automation, bei der die Rollen von Mensch und Maschine vertauscht werden: die Maschine erzeugt das Produkt, der Mensch „bedient“ sie oder wird überhaupt überflüssig.

Das ist allerdings nicht in allen Fällen möglich. Grundsätzlich lassen sich daher drei technische Formen der Produktion unterscheiden, die auch heute in verschiedenen Zweigen und Bereichen der Industrie vorkommen:

1. Die handwerkliche Produktion; sie ist charakterisiert durch die Verwendung von Werkzeugen und Universalmaschinen, die dem Handwerker helfen, ein ganzes Produkt oder einen Bestandteil autonom und bei geringer Teilung der Arbeit weitgehend händisch herzustellen.
2. Die mechanisierte Produktion, wo unter Verwendung von Spezialmaschinen und Fließbändern in arbeitsteiliger, unqualifizierter und repetitiver Teilarbeit Produkte in großen Serien hergestellt werden.
3. Die automatisierte Produktion, wo selbststeuernde Maschinensysteme nicht nur das Produkt herstellen, sondern sich auch selbst kontrollieren und korrigieren.

Wenngleich auch heute noch handwerkliche Produktionsweisen in der Industrie anzutreffen sind, so hat die Entwicklung der industriellen Fertigung doch zu ihrer Reduktion auf immer kleinere Bereiche geführt. Die mechanisierte Produktion wurde zwar die am weitesten verbreitete Form, ihre Tendenzen hin zur Automatisierung sind aber insbesondere durch die Einführung der mikroelektronischen Steuerungssysteme unübersehbar. Der Maschineneinsatz hat für den Arbeiter nicht nur zur Folge, dass er seine Arbeitsweise nach der Maschine richten muss und, da diese im Zentrum der Produktionsorganisation steht, seine Arbeit entwertet und ihres Inhalts und Sinns beraubt wird, sondern die Maschine wird auch zum Konkurrenten des Arbeiters: wo sie kostengünstiger produziert, wird der Handarbeiter „frei-

---

<sup>25</sup> Andrew Ure, Das Fabrikwesen in wissenschaftlicher, moralischer und kommerzieller Hinsicht, Leipzig 1835, S. 18/19

gesetzt“ und durch die Maschine ersetzt. Die Freisetzung der Arbeiter wird bei Vollautomation vollendet.

Weder die Teilung der Arbeit zwischen den Arbeitern noch der Maschineneinsatz sind notwendig kapitalistisch insofern, als ihnen Gewinninteressen zugrunde liegen müssen. Der entscheidende Vorteil der fabrikmäßigen Arbeitsteilung für den Arbeitgeber liegt aber darin, dass für die repetitiven Teilarbeiten nur eine geringe Qualifikation notwendig ist, so dass ungelernete Arbeitskräfte, ja sogar Kinder, eingesetzt werden können. Sie sind schnell anzulernen, da keine besonderen Fähigkeiten und Vorkenntnisse erforderlich sind. Unter kapitalistischen Bedingungen bedeutet das, dass die Arbeiter nach dem Wert des einfachen Arbeitsschrittes entlohnt werden können, wohingegen Arbeiter, die ein ganzes Produkt herstellen, nach dem Wert des höchstrangigen Arbeitseinsatzes bezahlt werden müssten. Daraus ergibt sich eine entscheidende Verbilligung der Arbeitskräfte – eine Erkenntnis, die bereits Charles Babbage 1832 gemacht hat, und die daher als Babbage-Prinzip bekannt wurde.

Karl Marx hat die wohl markanteste Analyse der Ökonomie kapitalistischer Arbeit geliefert. Er sah den Zweck des Maschineneinsatzes in der Verbilligung des Produkts und der Vergrößerung des Mehrwerts für den Kapitalisten. Diese Ziele sollen durch die Möglichkeit des Einsatzes von billiger Arbeitskraft (Frauen, Kinder) durch die Erleichterung der Arbeit in der maschinellen Produktion bewerkstelligt werden: Dadurch kommt es allgemein zu einem Sinken des Lohnes und zur Entwertung der Arbeitskraft auch des Mannes, gleichzeitig entwickelt sich eine Tendenz zur Verlängerung der Arbeitszeit, da nicht nur die Reproduktionskosten der Arbeitskraft und der Mehrwert erwirtschaftet werden müssen, sondern zusätzlich die Reproduktionskosten der Maschinen.

Die Fabrik wurde zum zentralen Ort des modernen Industriekapitalismus, weil die Kapitalakkumulation hier eine neue Grundlage gefunden hat: Die Schaffung von „Mehrwert“ durch den Einsatz der „Ware“ Arbeitskraft. Grundmerkmal des modernen Kapitalismus ist der Warencharakter der Arbeitskraft, d. h. die Tatsache, dass der Lohnarbeiter seine Arbeitskraft auf dem Arbeitsmarkt anbieten muss, die dann von den Kapitalisten zu einem bestimmten Marktpreis, dem Lohn, gekauft wird. Die Ware „Arbeitskraft“ hat aber im Gegensatz zu anderen Waren, die beim Gebrauch verbraucht oder abgenutzt werden, die Eigenschaft, durch ihren Gebrauch wieder Wert zu schaffen. Arbeitskraft ist in diesem Sinne der einzig „produktive“ Faktor in der Produktion.

Um den Profit, den die Arbeit erwirtschaftet, zu vergrößern, müssen auch die Kosten der Arbeit möglichst niedrig sein, was dadurch erreicht werden kann, dass man nicht nur den Preis der Arbeitskraft, sondern auch ihren Wert, der in ihrer inhärenten Qualifikation liegt, senkt. Und das gelingt am besten durch eine Art der Rationalisierung, die die Produktion von der Qualifikation der Arbeiter unabhängig macht. Damit wird die Arbeit aber gleichzeitig standardisiert, was sie eigentlich erst befähigt, zur „Ware“ zu werden, die von austauschbaren Personen geliefert wird. Für den Arbeiter bedeutet das, dass er von den Produktionsmitteln, vom Produkt seiner Arbeit und seinen eigenen produktiven Fähigkeiten getrennt wird. Diese haben keine Bedeutung für ihn als Person und führen daher zur Entfremdung des Menschen.

### **Fabrikskultur: Disziplinierung und Regelung**

Die frühen Fabrikarbeiter „rekrutierten“ sich in der überwiegenden Mehrzahl nicht aus Handwerkern, sondern aus landwirtschaftlichen Arbeitskräften (verarmte „freie“ Bauern, Kleinhäusler, Landarbeiter etc.). Diese brachten vorindustrielle Arbeitsvorstellungen und -gepflogenheiten mit; sie mussten erst an die zeitlichen und räumlichen Bedingungen in der Fabrik, an Rhythmus und Kontinuität industrieller Arbeit gewöhnt werden.

In den Arbeitsordnungen deutscher Betriebe in der Epoche der frühen Industrialisierung spielten daher Elemente der Disziplinierung eine große Rolle: die Selbstbeherrschung der Arbeiter während der Arbeit zum Zwecke der Koordination der Arbeit, darüber hinaus aber auch die Beachtung bestimmter Normen der Unter- und Überordnung.<sup>26</sup> Disziplin bedeutet die Akzeptierung eines Herrschaftsverhältnisses; nicht das eigene Interesse oder Bedürfnis konnte handlungsbestimmend sein, sondern die strikte Befolgung von Anordnungen. Vor den Arbeitsschutzgesetzen und der Institutionalisierung der Arbeitsordnungen im Jahre 1881 im Deutschen Reich, reflektierten die Betriebsnormen die unternehmerischen Verhaltensansprüche ohne gesetzliche Beschränkungen; der Unternehmer erließ sie als selbständiger „Gerichtsherr“ in seinem Territorium mit eigener Rechtsschöpfungs- und Strafbefugnis („Betriebsjustiz“).

Die Disziplinierung der Arbeiter in dieser frühen Phase der Industrialisierung richtete sich auf die Durchsetzung einer neuen Zeitstruktur und Zeitznutzung, die vor allem durch die Erfordernisse der Pünktlichkeit gekennzeichnet waren. Die vorindustriellen Determinanten der Arbeitszeit waren weitgehend bestimmt durch Jahreszeit, Wetter, soziale Gewohnheiten und den natürlichen Leistungsrhythmus. In der industriellen Gesellschaft aber bestimmt der rationale Kalkül des Produktionsschemas Dauer und Rhythmus der Arbeit im Sinne einer ökonomisch rationalen Verwertung der knappen Zeit. Zeit wurde in der Fabrik auf Arbeitszeit reduziert und diese strikt gegen die „freie Zeit“ abgegrenzt. Die Arbeit wurde auch zum ersten Mal als kontinuierlich verstanden; während der Arbeitszeit sollte der Arbeiter ohne Pausen unaufhörlich arbeiten; wenn Pausen gemacht wurden, dann nur nach dem Konzept des Unternehmers. Die frühen Arbeitsordnungen enthielten verschiedene Sanktionen bei Nichteinhalten der Arbeitszeit, bei Zuspätkommen, Fernbleiben von der Arbeit oder „unnützen“ Lebensäußerungen während der Arbeit. Diese Strafen beinhalteten vor allem Geldbußen, die bis zum Doppelten des Tagesverdienstes eines Arbeiters gehen konnten. Die Zeitkontrolle wurde zunächst durch persönlichen Augenschein durchgeführt, sowie durch Einschließung in der Fabrik, auch durch morgendliche Verlesung der Namen, durch Kontrollmarken und Werksausweise, die beim Portier abgegeben werden mussten. Der Zuspätkommende wurde auch im eigentlichen Sinn des Wortes „ausgeschlossen“, denn die Fabriken waren umgeben von Toren und Mauern. Während der Arbeit durften die Arbeiter den Arbeitsplatz und die Fabrik nicht verlassen; sie waren eingesperrt für die Dauer der täglichen Arbeitszeit, die Bezeichnung „geschlossen“ für Fabriken deutet dies an.

---

<sup>26</sup> Bernd Flohr, Arbeiter nach Maß. Die Disziplinierung der Fabrikarbeiterschaft während der Industrialisierung Deutschlands im Spiegel von Arbeitsordnungen, Frankfurt/Main 1981

Nicht nur die Pünktlichkeit und die kontinuierliche Arbeitsleistung waren die Ziele der frühen Disziplinierung, man wollte die Arbeiter auch an den Betrieb binden, da Fluktuation mit erhöhten Kosten der Anlernung verbunden war. Während der Arbeitnehmer eine meist halbjährige Kündigungsfrist hatte, blieb es dem Fabrikherrn unbenommen, den Arbeiter wegen schlechter Führung oder wegen einer sonstigen Ursache jederzeit zu entlassen. Erst die Sozialgesetzgebung schuf hier eine Gleichstellung, wenn auch der Arbeiter nach wie vor in der schwächeren Position blieb. Die Verrechtlichung der Arbeitsbedingungen brachte nicht nur den Arbeitern, sondern auch den Arbeitgebern Vorteile, denn die Unternehmen hatten ohne gesetzliche Regelung keine Handhabe, wenn die Arbeiter die in der Arbeitsordnung vorgesehene Kündigungsfrist nicht einhielten.

Die Betriebsbindung wurde aber auch schon in dieser frühen Phase in vielen Betrieben durch Sozialleistungen zu erhöhen versucht. Dazu zählen die Einrichtungen von Treueprämien, Fabrikskassen für Krankheits- und Todesfälle, Werkswohnungen, die Einrichtung von Fabrikssprechern oder -ausschüssen usw. In dieser Hinsicht waren manche der großen Fabriken „Musterbetriebe“, die auch Vorbildcharakter hatten für spätere sozialpolitische Maßnahmen und Einrichtungen des Staates.

Neben der Regelung des Verhaltens bei der Arbeit durch die Sicherung des Anspruchs auf Gehorsam, die Betonung der Notwendigkeit der Leistung und der Anforderungen an das allgemeine Betragen am Arbeitsplatz wie Alkoholverbot, Verbot von Gewalt usw. zielten viele Fabrikherrn darauf ab, das Privatleben ihrer Arbeiter zu regeln und zu überwachen. Dieser Paternalismus war in der frühen Phase der Industrialisierung in allen Ländern vorhanden, besonders auch in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. In Deutschland enthielten die Arbeitsordnungen zwar weniger paternalistische Elemente der Überwachung des Verhaltens und des Lebensstils der Arbeiter, aber wie etwa in den Krupp-Werken, sahen sich viele Fabrikherren noch um die Jahrhundertwende als „Schutzherr, Erzieher und Zuchtmeister“ der Belegschaft samt ihrer Familien.

Die Träger der Disziplinierungsfunktion waren zunächst die Fabrikherrn selbst als oberste Richter, sodann die Vorgesetzten (Werkmeister), darüber hinaus wurden aber auch noch die Kollegen zur Kontrolle animiert (Denunziation); auch die Arbeiterausschüsse in den frühen Fabriken, deren Aufgabe die Mitverwaltung der Sozialeinrichtungen und die Mitarbeit an der Erstellung der Arbeitsordnungen war, betätigten sich häufig als Kontrollorgane und wurden von den Arbeitgebern meist auch nur deshalb akzeptiert.

Die autoritäre und patriarchalische Disziplinierung der Arbeiter trat zurück, nachdem sich die industrielle Arbeitsweise voll durchgesetzt hatte und bereits zur Lebensform von Generationen geworden war. Im selben Ausmaß aber wuchs die Notwendigkeit der Unternehmer und Manager, ihre Autorität zu rechtfertigen und sich der Leistungsbereitschaft ihrer Arbeiter zu versichern, letzteres umso mehr, als sich diese in Gewerkschaften und politischen Parteien organisiert hatten. Reinhard Bendix hat in seinem schon klassischen Werk der Industriosozologie gezeigt, dass die ideologischen Argumente der industriellen Unternehmer sich im Zuge der Entwicklung der Industrialisierung verändert haben. Mussten die frühen Industriellen noch die industrielle Produktion als solche verteidigen, ihre Vorteile für die Gesellschaft hervorheben und die unternehmerische Leistung betonen, so wandten sich mit zunehmender Integration und Bürokratisierung der Betriebe wie auch auf Grund des entstehenden



Konflikts zwischen Industriekapital und organisierter Arbeiterschaft die ideologischen Argumente mehr dem Verhältnis von Managern und Arbeitern zu; das industrielle Wachstum musste mit verbesserten Chancen für die Arbeitnehmer legitimiert werden, bei gleichzeitiger Betonung des Arbeits- und Leistungsethos.<sup>27</sup>

Zur Veränderung der Arbeitgeber-Arbeitnehmerbeziehungen im Betrieb und ihrer Regelung kam es durch die Verabschiedung der Arbeiterschutzgesetze, an denen auch die Gewerkschaftsbewegung und die Arbeiterparteien einen großen Einfluss hatten. Die einseitige Disziplinierung durch den Betriebsherrn wurde ersetzt durch die gesetzlichen Regelungen des Arbeitsrechts und die kollektivvertraglichen Regelungen, die Betriebsvereinbarungen und all die geschriebenen und ungeschriebenen Regeln, die die Arbeit in einem Betrieb bestimmen. Den zweiten Schritt der Veränderung der Situation stellte dann die Institutionalisierung der Mitbestimmung der Vertreter der Belegschaft, der Betriebsräte im deutschsprachigen Raum, dar.

Die soziale Kontrolle im Betrieb hat sich im Laufe der Zeit geändert und unterschiedliche Formen angenommen, von physischem Zwang und Gewaltanwendung in den Arbeitshäusern und manchen Fabriken, über autoritäre Maßnahmen der Unternehmensleitung und der Vorgesetzten bis zu den sachlichen Normen und Regeln des Arbeitsrechts und die Einbindung der Belegschaftsvertretungen. Mit der erfolgreichen Anpassung der Erwartungen und Verhaltensmuster der Arbeiter an die Bedingungen der Arbeit in der Industrie verlagerte sich der Schwerpunkt der betrieblichen Normensetzung von der Disziplinierung und Sozialisierung der Arbeiter auf die Regelungen der Arbeitsteilung, -organisation und -durchführung. Die technisch-organisatorische Entwicklung der modernen Industriebetriebe machte auch eine Versachlichung und Rationalisierung der sozialen Kontrolle notwendig, wobei die industrielle Technologie selbst eine große Kontrollmacht entfaltete, aber auch die Motivierung durch Führung nach modernen Managementkonzepten eingesetzt wurde.

## 3 Die Entstehung der Arbeiterklasse

### **Das vorindustrielle Proletariat**

In der vorindustriellen Zeit stellten die Arbeiter nur einen kleinen Teil des Proletariats dar, dessen Hauptmerkmal die Besitzlosigkeit war. Die Lohnarbeit wurde erst im Verlauf der industriellen Entwicklung und der „bürgerlichen“ Epoche zur Grundlage des Proletariats und dieses identisch mit der Arbeiterklasse.

---

<sup>27</sup> Reinhard Bendix, *Work and Authority in Industry*, New York 1956

Der Niedergang des mittelalterlichen Sozialethos der Armut, die Territorialisierung der europäischen Staaten und die Verelendung breiter Regionen im Zuge der Entwicklung des 16. und 17. Jahrhunderts ließen das „Proletariat“ als Masse unterhalb und außerhalb der staatlich organisierten, ständisch gegliederten Gesellschaften entstehen.<sup>28</sup> Ihr Differenzierungskriterium war nicht die unselbständige Beschäftigung, sondern die Besitzlosigkeit. Michael Vester berichtet, dass im England des Jahres 1688 je ein Viertel der Bevölkerung auf Kleinhäusler und Arme, auf Freibauern und kleinere Pächter und auf ungelernete Arbeiter entfielen. Nur 4,4 Prozent der Bevölkerung machten die Handwerker und gelernten Arbeiter aus. Die Zahl der Arbeiter war auch noch im 18. Jahrhundert gering.<sup>29</sup> Jacques Ellul schätzt, dass in Frankreich in dieser Zeit etwa 5 bis 7 Prozent der Gesamtbevölkerung Arbeiter waren.<sup>30</sup>

Die Besitzlosigkeit hat eine ökonomische, soziale, politische und kulturelle Bedeutung. Besitz war Grundlage der Existenz, der Gemeinschaft, der Familie. Besitz sicherte Identität und Weiterbestand der elementaren sozialen Gruppe, verband die Generationen miteinander, repräsentierte und ermöglichte Kultur und Freiheit, war Pfand der bürgerlichen Verlässlichkeit und Tugend, Grundlage des Staates sowie Garant des Lebensunterhalts. Aus dieser fundamentalen und umfassenden Bedeutung wird die Tatsache verständlich, dass Leute ohne Besitz außerhalb der Gesellschaft standen, von der sie aber für ihren Lebensunterhalt abhängig waren. In seiner elementarsten Bedeutung meint der Begriff „Besitzlosigkeit“ das Nicht-Haben von Gegenständen, mit deren Hilfe das Individuum bzw. die Familie unabhängig von anderen überleben kann. Das Proletariat entstand inmitten einer Gesellschaft, die noch durch die weitgehende Autarkie der segmentären Wirtschaftseinheiten, der Haushalte, der Dorfgemeinschaften geprägt war, in der Produktion und Konsum noch nicht getrennt waren. Die Haushalte produzierten noch viele Dinge des täglichen Bedarfs selbst: Brot und andere Nahrungsmittel, Bekleidung etc. Dem vorindustriellen Proletariat fehlten die Mittel, die der einzelne Haushalt benötigte, um für den Eigenbedarf zu produzieren. Der Proletarier besitzt in diesem Sinne der Haushaltsproduktion keine „Produktionsmittel“. Erst in der industriellen Gesellschaft bedeutet dies, dass er über kein „Kapital“ verfügt, d. h. diejenigen Güter, die typisch sind für die industrielle Produktion in der Fabrik: Maschinen, Rohstoffe, Werkzeuge etc. zur Herstellung von Industriegütern, die auf dem Markt verkauft werden.

Der Begriff „Proletariat“ erhielt in der bürgerlichen Gesellschaft einen negativen Grundton im Sinne von Menschen, die „keine Kultur“ hatten, inmitten einer Gesellschaft, in der primär der Besitz Kultur vermittelte und zwar nicht nur über seine pekuniären Möglichkeiten, sondern konkret über die Kulturgüter, die den Besitz ausmachten. Auch unter diesem Aspekt wird es verständlich, dass die Entstehung einer großen Zahl von besitzlosen Personen und Familien einen ungeheuren Druck in Richtung auf die Veränderung der Gesellschaft und Wirtschaft ausübte. Die Beschäftigung der Proletarier in den Fabriken, die Entstehung der industriellen Arbeiterschaft, war nur die eine Seite, auf der anderen standen große Verände-

---

<sup>28</sup> Siehe: Bronislaw Geremek, *Geschichte der Armut*, München-Zürich 1988

<sup>29</sup> Michael Vester, *Die Entstehung des Proletariats als Lernprozess*, Frankfurt/Main 1970, S. 73

<sup>30</sup> Jacques Ellul, *Histoire des institutions*, Bd. 4, Paris 1969, S. 207

rungen im Hinblick auf die Beziehung zwischen Produktion und Konsum, die Haushalte und die Warenmärkte.

### Das industrielle Proletariat

Mit der Entwicklung zur bürgerlichen und schließlich zur industriellen Gesellschaft transformierte sich das Proletariat; immer mehr wurden die Kriterien der Lohnabhängigkeit und der Fabrikarbeit konstitutiv für die neue Unterschicht, die jetzt in erster Linie eine arbeitende Unterschicht war und zum Pendant einer ebenfalls arbeitenden, wenn auch selbständigen Klasse von Kapitaleignern wurde. Das Proletariat wurde zur Arbeiterklasse rund um den Kern der industriellen Arbeiterschaft.

Mit Bezug auf England schrieb Friedrich Engels schon 1844:

*„Denn wie die neue Industrie erst dadurch bedeutend wurde, dass sie die Werkzeuge in Maschinen, die Werkstätten in Fabriken – und dadurch die arbeitende Mittelklasse in arbeitendes Proletariat, die bisherigen Großhändler in Fabrikanten verwandelte; wie also schon hier die kleine Mittelklasse verdrängt und die Bevölkerung auf den Gegensatz von Arbeitern und Kapitalisten reduziert wurde, so geschah dasselbe, außer dem Gebiet der Industrie im engeren Sinne, in den Handwerken und selbst im Handel. An die Stelle der ehemaligen Meister und Gesellen traten große Kapitalisten und Arbeiter, die nie Aussicht hatten, sich über ihre Klasse zu erheben; jetzt aber wurde das Proletariat erst eine wirkliche, feste Klasse der Bevölkerung, während es früher oft nur ein Durchgang in die Bourgeoisie war.“<sup>31</sup>*

Mit dem Fortschreiten der Industrialisierung fungierte die besitzlose Unterschicht als industrielle Reservearmee. Karl Marx war der Ansicht, es werde in der kapitalistischen Gesellschaft fortwährend eine relative Arbeitskräfte-Überbevölkerung „produziert“, die dem Kapital als „disponible Reservearmee“ diene. Er unterschied drei Formen der Reservearmee, die noch heute als relevant angesehen werden können: die fließende (gerade nicht beschäftigte Industriearbeiter), die latente (potentielle Industriearbeiter wie landwirtschaftliche Bevölkerung, teilweise auch Frauen) und die stockende Reserve (unregelmäßig Arbeitende wie Paupere, Wanderarbeiter, Gelegenheitsarbeiter etc.). Die disponible Arbeitskraft wird durch dieselben Ursachen entwickelt wie die Expansivkraft des Kapitals. Je größer die Kapitalakkumulation und ihr Wachstum, umso größer die Reservearmee der Arbeit.

1841 entfielen in England nur mehr 19,6 Prozent der arbeitstätigen Bevölkerung auf die Landwirtschaft, hingegen waren 27,2 Prozent in der Industrie beschäftigt und 16,3 Prozent waren Hausangestellte.<sup>32</sup> Für Deutschland in den 1840er Jahre stellte Marquardt hingegen fest, dass es innerhalb des 50 bis 60 Prozent der Bevölkerung umfassenden Proletariats Preu-

<sup>31</sup> Friedrich Engels, Die Lage der arbeitenden Klasse in England, Stuttgart 1892 (urspr. engl. 1844)

<sup>32</sup> Michael Vester, Die Entstehung des Proletariats als Lernprozess, Frankfurt/Main 1970, S. 73

bens eine kleine Gruppe gegeben habe, die neben Besitzlosigkeit durch Lohnarbeit charakterisiert war.<sup>33</sup>

Wilhelm Riehl sprach in der Mitte des 19. Jahrhunderts vom „vierten Stand“ und teilte ihn in zwei große Gruppen ein: jene, die nichts mehr haben bzw. sind (bankrotte Bürger, abgewirtschaftete Bauern und Grundbesitzer, Vagabunden sowie das Gewerbeproletariat der Gesellen und verarmten Meister und das Handelsproletariat der Hausierer, Schauspieler, Zigeuner, etc.) und jene, die noch nichts haben oder sind. Er meinte, dass seine Entwicklung die Aufhebung der Ständeordnung nach sich ziehe. Die Gefahr für die Gesellschaftsordnung in Deutschland sah Riehl jedoch keineswegs in den Fabrikarbeitern wie das in Frankreich oder England der Fall war, sondern in den „Proletariern der Geistesarbeit“, zu denen er die proletarisierten Beamten, Literaten, Musiker, Schullehrer etc. zählte. Über sie schrieb er:

*„Die Proletarier des Geistes sind für Deutschland dasselbe Schreckgespenst, was für Frankreich die brodlosen Handarbeiter, für England die Fabrikbevölkerung. Die gebildeten Proletarier sind bei uns der Sauerteig, der das gesamte übrige Proletariat immer erst in Gährung versetzt.“<sup>34</sup>*

In den Lohnarbeitern sah er hingegen eine Gruppe, die die ständische Ordnung stützen und sich in sie integrieren werde. Aber die ständische Gesellschaft zerbrach und die Entstehung und die Lebenslage des industriellen Proletariats bestimmten die Diskussion um die „Soziale Frage“ in Deutschland in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Im Zuge der Industrialisierung und der Herausbildung ökonomisch differenzierter Klassen kam es zu sozialen Veränderungen in den sich industrialisierenden Gesellschaften, die in einer neuen Struktur dieser Gesellschaften resultierten, in denen Unternehmer und Industriearbeiter zu den dominanten Sozialtypen wurden.

Im Deutschen Reich war die Arbeiterschaft um 1900 zur stärksten Berufsgruppe geworden. 1925 war jeder vierte Erwerbstätige Fabrikarbeiter.<sup>35</sup> Demgegenüber waren in der zisleithanischen Hälfte des Habsburgerreichs noch 1910 53 Prozent der Beschäftigten in der Landwirtschaft tätig und nur 23 Prozent in Industrie und Gewerbe. In Großbritannien waren zu diesem Zeitpunkt nur mehr 13 Prozent in der Landwirtschaft tätig.<sup>36</sup>

Die Herkunft, die Soziallage und die Arbeitsbedingungen der Fabrikarbeiter waren sehr unterschiedlich. In den Branchen, die wie die Textilindustrie durch niedrige Löhne und geringe Qualifikation gekennzeichnet waren, arbeiteten zu einem großen Teil weibliche Arbeitskräfte. Für manche Industrien benötigte man Facharbeiter. Diese aber gab es nur in den traditionellen Handwerken der Städte. Sie hatten eine ganz andere Stellung, insbesondere in den „aristocratic industries“ wie der metallverarbeitenden Industrie, deren traditioneller Hin-

<sup>33</sup> F. D. Marquardt, A Working Class in Berlin in the 1840's? In: Hans-Ulrich Wehler (Hg.), Sozialgeschichte heute, Göttingen 1974, S. 191-210

<sup>34</sup> Wilhelm Riehl, Die bürgerliche Gesellschaft, Stuttgart-Augsburg 1855, S. 289

<sup>35</sup> Wolfgang Ruppert, Die Arbeiter. Lebensformen, Alltag und Kultur, München 1986, S. 102

<sup>36</sup> Ernst Bruckmüller, Sozialgeschichte Österreichs, Wien 1985

tergrund und Arbeitskräftereservoir die einschlägigen Handwerke der Schmiede, Schlosser etc. waren, sowie der Eisen- und Stahlindustrie, dem Schiffsbau und dem Eisenbahnbau, wo Facharbeiter die Produktion in manchen Bereichen weitgehend selbständig organisierten und durchführten.<sup>37</sup>

In der frühen Industrie, vor allem der Schwerindustrie, gab es ein System der Arbeitsorganisation, das Subkontrakt-System, das große sozioökonomische Unterschiede innerhalb der Industriearbeiterschaft, ja sogar eine Interessenpolarisierung zwischen Arbeitergruppen, zur Folge hatte. Dadurch entstand eine „Hierarchie der Koexploitation“, die erst durch die Integration von Verwaltung und Produktion beseitigt wurde.<sup>38</sup>

Zwischen den Gruppen von Arbeitern gab es daher große Unterschiede hinsichtlich Lohnhöhe, Arbeitsplatzsicherheit, Arbeitsbedingungen, Ansehen, Lebensstil und Selbstwertgefühl, das sich auch in unterschiedlichen Verhaltensweisen gegenüber der „oberen“ Schichten niederschlug: Die hochqualifizierten Facharbeiter erhielten nicht nur ein Vielfaches des Lohnes der ungelerten Arbeiter, sondern hatten auch eine relativ hohe Arbeitsplatzsicherheit und zeigten insbesondere in Deutschland in ihrem Verhalten und Lebensstil eine Identifikation mit dem Bildungsbürgertum. Die Handwerker in den neuen und den traditionellen Gewerben bildeten eine Mittelschicht und darunter befanden sich die angelernten Fabrikarbeiter und schließlich die Gelegenheitsarbeiter. Die besser gestellten Gruppen von Arbeitern waren es aber auch, die die organisierten Konflikte austrugen und die Selbsthilfeeinrichtungen wie Konsumvereine, Hilfskassen und Berufsverbände gründeten.

Weitere Differenzierungen bestanden zwischen Männern und Frauen und Kindern, zwischen verschiedenen Regionen und Branchen. Diejenigen Gewerbebereiche, in denen die schlechtesten Arbeitsbedingungen bestanden, die „sweated trades“, wie sie in Großbritannien hießen, waren nicht fabrikmäßig, sondern in Hausindustrien organisiert. Dabei waren es vor allem die Frauen, die in Hausindustrie und im Dienstleistungsbereich der größten Ausbeutung ausgesetzt waren. Ihre Arbeit war schwer, gering geachtet und schlecht entlohnt. Auch die Kinderarbeit und der lange Arbeitstag waren keine Erfindung der Fabrik, sondern waren bereits in Hausindustrie und Manufaktur, sowie natürlich in der Landwirtschaft üblich. Die Fabrikarbeit war demgegenüber manchmal sogar leichter und besser entlohnt.

Auch zwischen Betrieben gab es große Differenzen, denn die frühen Unternehmer gingen sehr unterschiedlich mit ihren Arbeitern um; neben brutaler Ausbeutung gab es auch Musterbetriebe mit zahlreichen betrieblichen Sozialeinrichtungen wie Vorsorge für Krankheit, Todesfälle, Witwen- und Waisenunterstützung, Wohnhäuser, Weiterbildungseinrichtungen. Bekannt wurde etwa der „Krupp'sche Stammabeiter“. Bei Krupp waren ca. 75 Prozent der Belegschaft Facharbeiter mit teilweise hohem handwerklichem Können. Sie erhielten vergleichsweise sehr hohe Löhne, trugen dafür aber das Ausschussrisiko. Die Sozialpolitik bei

---

<sup>37</sup> Walther Müller-Jentsch/Michael Stahlmann, Management und Arbeitspolitik im Prozess fortschreitender Industrialisierung, in: Österreichische Zeitschrift für Soziologie 13/1988, S. 5-31

<sup>38</sup> Toni Pierenkemper, Interne Arbeitsmärkte in frühen Industrieunternehmen, in: Soziale Welt 32/1981, S. 3-18